

Erste Periode.

1789—1810.

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den ew'gen Schatz im Herzen trägt.“

1. Kindheit und Erziehung.

(1789—1806.)

Johann Friedrich Overbeck, der Begründer der neuern christlich-deutschen Malerschule, wurde am 3. Juli, einem Freitag, des denkwürdigen Revolutionsjahres 1789 geboren zu Lübeck, der alterthümlich schönen Hansestadt an der Trave, wo der Name Overbeck seit zwei Generationen bereits in Achtung stand. Seine Großeltern, Georg Christian Overbeck und Eleonora Maria geb. Jauch, beide gleich ihren Vorfahren aus dem Lüneburgischen gebürtig, hatten sich sammt seinem Großoheim, Johann Daniel Overbeck, in Lübeck niedergelassen, und obschon als Eingewanderte ohne verwandtschaftliche Verbindungen, waren die Brüder durch Fleiß, Tüchtigkeit und religiös-sittlichen Charakter zwei der angesehensten Bürger ihrer Adoptiv-Vaterstadt geworden: der ältere, Georg Christian (1713—1786), Dr. juris, nahm als Rechtsconsulent an der städtischen Verwaltung Theil; der jüngere, Johann Daniel (1715—1802), Dr. theol., wurde Rector des Gymnasiums und als solcher eine Zierde des Lübeckischen Schulwesens ¹.

¹ „Zur Erinnerung an Christian Adolph Overbeck, beider Rechte Doctor und Bürgermeister zu Lübeck.“ Lübeck 1830. — Vgl. „Leben Herrn Johann Daniel Overbecks, weiland Doctors der Theologie und Sowitt, J. Fr. Overbecks Leben. I.

Die meisten Overbeck männlichen Stammes seit ungefähr hundert Jahren her waren Geistliche oder Schulmänner gewesen. Christian Adolph (geb. 1755), der älteste Sohn des Rechtsconsulenten und Vater des Künstlers, dem diese Erinnerungen gelten, folgte also nur einer ererbten Neigung, als er anfänglich dem Studium der Theologie sich widmen wollte; er gab indeß dem Wunsche seines Vaters nach und studirte Jurisprudenz. Als er jedoch die Universität Göttingen, wo er sich nebenher emsig mit dem classischen Alterthum beschäftigte, verlassen hatte (1776), machte der angeborene Familienzug sich nochmals geltend. Denn statt in die juristische Praxis zu treten, ging er nach Bremen, um dort im Sinne Campe's eine Erziehungsanstalt für Knaben zu gründen. Allein „das Geschick war seinen Wünschen nicht gewogen“, und so sah er sich genöthigt, nach Lübeck zurückzukehren und die juristische Laufbahn fortzusetzen. Er errang sich in diesem Beruf, der ihm ein weites Feld nützlicher Thätigkeit eröffnete und bald auch eine beglückende häusliche Existenz in seiner Vaterstadt ihn finden ließ, das Ansehen eines hochgebildeten Rechtsgelehrten und bewährte es in all den öffentlichen Stellungen, die er nach einander bekleidete, als Obergerichts-Procurator (1779), als Syndicus des Domkapitels (1792), Senator (1800), Präsident des Obergerichts und Bürgermeister von Lübeck (1814). Seiner Tüchtigkeit und Geschäftskennntniß zollten seine Mitbürger außerdem auch dadurch Anerkennung, daß sie ihn bei wichtigen Missionen wiederholt zu ihrem Delegirten erkoren: so im Jahre 1801 in das Hauptquartier der Prinzen Karl und Friedrich von Hessen, 1804 nach Petersburg an den Kaiser Alexander, später an den König von Westfalen und zu verschiedenen Malen an Napoleon ¹.

Rectors des Lübeckischen Gymnasiums, von einem nahen Verwandten und vormaligen Schüler des Verewigten“ (b. i. von seinem Neffen Christian Adolph, dem Vater des Malers Overbeck). Lübeck 1803. Eckstein, Nomenclator Philologorum, Leipzig 1871, s. v. Overbeck.

¹ Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 28. 29. 30. 34 ff.

Im Jahre 1788 hatte er mit einer Dissertation über das Lübeckische Eherecht die juristische Doctorwürde erworben; er war aber nicht bloß Rechtsgelehrter, sondern mit den gründlichsten Kenntnissen in der classischen Literatur ausgerüstet, des Lateins, des Griechischen und selbst des Hebräischen kundig. Die Literaturgeschichte endlich kennt ihn als Dichter kleiner, harmloser und lieblicher Lieder, die in's Volk gedrungen, zum Theil so sangbar gehalten, daß sie heute noch nicht ganz verklungen sind.

Friedrich der Große war drei Jahre todt, als der kleine Friedrich zu Lübeck das Licht der Welt erblickte und das häusliche Glück einer bereits mit Kindern gesegneten Familie vermehrte, die in stiller Eintracht dahinlebte, indeß die Außenwelt von Drangsal und Tumult erdröhnte. Zehn Tage nach seiner Geburt ward die Bastille erstürmt. Er zählte wenig über vier Jahre, als Ludwig XVI. das Blutgerüst bestieg. Gerüchte von Revolutionen, Kriegen, fruchtlosen Coalitionen mischten sich in die Spiele und Studien des kleinen Friß. Aber während der zukünftige Kunst-Evangelist im Frieden eines gottesfürchtigen Familienkreises still heranwuchs, den göttlichen Lehrer in seinem Herzen, die Bibel in seiner Hand, begann eine Umstimmung in der gährenden Welt sich vorzubereiten, ein allgemeines Gefühl, daß die Phantome der Anarchie und Glaubenslosigkeit über kurz oder lang weichen mußten, um der Ordnung und der Wahrheit Platz zu machen, wornach die Nationen wie im Dunkeln tastend suchten und verlangten.

Seine Wiege stand in einem alterthümlichen Hause in der Königsstraße, an dem jetzt sein Bild mit dem Datum seiner Geburt angebracht ist. Das Haus hat, wie es der moderne Neuerungsgeist verlangt, eine neue Fassade erhalten; vor etwa dreißig Jahren richtete es sein damaliger Eigenthümer, ein Buchbinder, zur Wohnung für mehrere Familien ein. Ein Wohnzimmer im Erdgeschoß ließ er jedoch unverändert. Es hat ein kleines Guckfenster mit dem Ausblick auf die Diele

hinaus, welches das Entzücken der Owerbeck-Kinder war, weil man von dort alle Aus- und Eingehenden beobachten konnte.

Die Mutter, die den Namen Elisabeth trug, Tochter des Kaufmanns Paul Gerhard Lang von Lübeck, war von lebhaftem, leicht erregbarem, aber durch christliche Erziehung gesänftigtem Temperament. Sie vereinigte feine Bildung mit praktischem Sinn und Geschick in der Führung des Hauswesens; über ihre mütterliche Treue und Hingebung sind Gatte und Kinder im Lobe einig. Aus ihrer ersten Ehe mit einem Kaufmann Kreßschmer hatte sie, nebst einem beträchtlichen Vermögen, eine Tochter zugebracht, Gretchen genannt; ihrer zweiten Ehe mit Dr. Owerbeck entsproßten sechs Kinder: Christian Gerhard (1784), Elisabeth, Hans, Joh. Friedrich und Charlotte (1790); ein viertes Söhnchen war schon in frühester Kindheit gestorben.

Unter den Söhnen war der zum Künstler berufene Friedrich der jüngste. Noch als alter Mann liebte dieser es, im kleinen Kreis der Seinigen dieses theure väterliche Heim zu beschreiben. Sein Vater fand bei dem Umfang der amtlichen Geschäfte wenig Zeit, die Arbeiten und Studien seiner Kinder zu überwachen, wie man es bei seiner ursprünglichen Neigung für den Beruf des Jugendlehrers hätte erwarten mögen. Doch fehlte es auch von seiner Seite nicht an der „allgemeinen Obhut und nicht an gelegentlicher Anrege, Ermunterung und Zurechtweisung, noch an belehrenden Winken bei fortschreitender Ausbildung der Kinder“. Er war eine vielseitige Natur von warmerherziger Lebendigkeit, phantasie- und gemüthvoll, die Seele seiner Familie. Seine munteren, gefälligen Reime aus der Hainbundszeit, anfänglich unter dem Titel „Fritzchens Lieder“ veröffentlicht¹, erfreuten die ersten Jahre seiner Kinder, lullten sie in den Schlaf in ihrer Wiege und schwebten in ihrem Gedächtniß nicht nur beim heitern Spiele, sondern auch in ernsten trüben

¹ Erste Ausgabe Hamburg 1781, letzte 1831. Eine Auswahl von „Fritzchens Lieder“ findet sich auch in der „Sammlung vermischter Gedichte von Chr. Ad. Owerbeck“. Lübeck und Leipzig 1794.

Augenblicken. Die Lebensweise der Familie trug den Charakter schlichter Eingezogenheit, aber durchleuchtet von Frohsinn und gemüthvollem Humor. Das liebevolle Auge der Mutter wachte mit Sorgfalt über den Kindern. Sie leitete die Vorbereitung zu ihren Schulstunden und wußte mit verständigem Eingehen auf die Eigenheiten der Einzelnen das Häuflein zu regieren. Sie wachte besonders über Fritz, einem schüchternen, stillen Kind, dem sie ein tiefes religiöses Gefühl einpflanzte, während sie besorgt war, daß sein empfänglicher, offener Sinn vom ersten Erwachen des Verstandes an mit allem wirklich Schönen und Wahren vertraut wurde.

Mit heiterem Lächeln pflegte der Maler von seinen ersten Versuchen in der Kunst zu erzählen, die seine künftige Richtung eben nicht verriethen. Er erinnerte sich, als ganz kleiner Junge in einer Mädchenschule, in die er geschickt wurde, ein Büschel Johannisbeeren gezeichnet zu haben; aber besonders ergözte ihn, daß ein alter Artillerist sein erster Zeichenlehrer, und seine erste bedeutendere Zeichnung eine Kanone gewesen. Dieser Wackere, des Namens Mau, wohnte am Mühlenthor, wo die „Dicke Margreth“, die ungeheure Kanone, lag, welche dem Knaben vermuthlich als Modell gedient. Der Constabler Mau erreichte ein hohes Alter, bis an sein Ende bemüht, Kunstjünger zu bilden, wenn auch nicht mit gleichem Erfolg wie bei diesem einen; noch im Jahre 1837 war er am Leben und erzählte jedem, der es glauben wollte, daß er zu dem Ruhme des großen Overbeck den Grund gelegt. Dabei zeigte er dann, mit verzeihlichem Stolz, einige jugendliche Versuche seines fähigen Schülers vor, welche er sorgfältig aufbewahrt hatte¹.

Rührend war es, Overbeck in seinen alten Tagen zu hören, wenn er seiner Umgebung, mit einem Anflug stiller Traurigkeit — besonders wenn der Scirocco ihn niederdrückte — von

¹ Nach Briefen der Schwester Lotte vom 31. Januar 1837 und Januar 1848.

einem heftigen Streit erzählte, den er als neunjähriger Knabe mit seiner jüngsten Schwester Lotte um den Besitz des Piano's hatte; die Folge war eine strenge Züchtigung von Seite des Vaters. Noch eine andere Erinnerung aus jener Zeit quälte sein zartes Gewissen. Es waren dieß die verstohlenen Besuche, welche Hans und er der Zuckerbüchse der Mutter in der Speisekammer abstatteten, und die noch häufigeren Gänge nach dem Pflaumenvorrath auf dem Speicher. Wenn diese frühen Peccadillen ihn noch beunruhigten, so mochte er wohl hoffen, sie durch die Pönitenz, „himmelblaue Dreilingsmilch“ (dreimal abgeblasene Milch) trinken zu müssen, welche ihm in jenen Tagen der Theurung gewöhnlich zum Abendbrod gegeben wurde und gegen die er einen wahren Widerwillen hatte, abgebüßt zu haben. Sparsamkeit war die Lebensregel in jener schweren Kriegszeit, in Nahrung wie in Kleidung, und es ergöhte ihn zuweilen, sich selbst zu schildern, wie er als Knabe lederne Kniekappen trug zum Schutze der gefährdeten Beinkleider, die oft genug bei den wilden Spielen mit den Brüdern oder auf den Kirschbäumen im Garten zu Schaden kamen. An seinen Brüdern und Schwestern hing er mit großer Zärtlichkeit; gleichwohl trat schon im Alter von acht Jahren bei ihm die Neigung hervor, von ihnen und ihren Spielgenossen sich abzusondern, um irgend ein stilles Winkelchen aufzusuchen, wo er ungestört seinen Träumen nachhängen konnte: als ob ihn schon damals eine Ahnung von der künftigen Kunstmission erfasst und das junge Herz mit einer unerklärlichen Sehnsucht erfüllt hätte.

Merkwürdig ist, daß ein bevorzugter Platz für solche Liebhaberei die obscure katholische Kapelle sein sollte. Overbeck kam noch wenige Tage vor seinem Tode auf diese providentielle Föhrung zurück. Er erzählte zweien Damen, daß er als Knabe unzählige Male in die katholische Kapelle von Lübeck geschlichen und Stundenlang vor einem Muttergottesbild gesessen sei, das er mit Entzücken und Ehrfurcht betrachtet, im Stillen dabei erwägend, ob er wohl einst als Mann im Stande sein würde,

ein solches Bild zu malen. Die großen alten Kirchen, welche die Handelsstadt Lübeck schmücken, sind, obgleich heute für protestantischen Gottesdienst verwendet, Heiligthümer der Kunst geblieben; irgend eine gelegentliche Aeußerung Overbecks, wie diese, daß vor einem Altargemälde in einer Lübecker Kirche sein Geist einen tiefgehenden Kunsteindruck empfangen habe, muß den Anlaß zu der oft wiederholten Behauptung gegeben haben, es sei das berühmte Altarwerk von Hans Memling im Dom gewesen, welches seinen Beruf entschieden. Kunstkritiker haben dann in der That Züge von Memling in seinen Werken entdeckt. Sicher hat der Knabe je zuweilen auch vor diesem Bild gestanden und seine Augen an dem gestaltenreichen Gemälde, einer Darstellung der Passionsgeschichte, geweidet, wenn es ihm vergönnt war, das für gewöhnlich geschlossene Altarwerk zu Gesicht zu bekommen. Allein Overbecks späteres Zeugniß lautet für die katholische Kapelle, so auffallend es auch immer klingt, wenn man die Umstände erwägt. Die herrschende Religion in Lübeck war die lutherische. Frikens Eltern hatten kein Verständniß für den katholischen Glauben. Die wenigen Katholiken in der Zeit seiner Kindheit lebten unter dem Druck einer höchst feindseligen Gesinnung bis 1805, wo ihre Lage sich etwas besserte. Wie mochte da ein so sorgfältig überwachter Knabe seinen Weg in eine unbekannte Stätte finden, die so versteckt war, daß Einige sogar deren Existenz bezweifeln konnten? — Der Gegenstand war so interessant, daß eine der vorhin erwähnten Damen, da sie dafür bürgen kann, daß Overbeck deutlich die katholische Kapelle genannt habe, sich um Aufschluß an einen kundigen Einwohner Lübecks wandte, der über die Kapelle die folgenden Mittheilungen machte:

„Lübeck ist die einzige Stadt des Nordens, in welcher der katholische Gottesdienst niemals aufgehört hat. Hamburg ist lange Jahre ohne katholische Priester und Gottesdienst gewesen, Lübeck nie. Nach der Reformationszeit, als alle unsere prachtvollen Kirchen von den Protestanten in Beschlag genommen,

ist der katholische Gottesdienst in den Privatwohnungen der französischen und österreichischen Consuln gehalten worden, dann später in einem ehemaligen Domherrenhause, bis selbiges so baufällig geworden, daß es nicht länger zu benutzen war. Zwei Jesuitenpatres haben ihren ständigen Aufenthalt in Lübeck gehabt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hat dann ein Pater Plettenberg und noch einer, dessen Namen ich vergessen, eine Eingabe an den protestantischen Fürstbischof von Gutin gemacht und um die Erlaubniß gebeten, den katholischen Gottesdienst in dem früheren Domvikariats Hause des Baron Magnus halten zu dürfen, was ihnen gewährt ward unter vielen Bedingungen (z. B. daß die Kapelle mitten im Haus und die Kanzel nach dem Hofe zu gelegen sein müsse, damit das göttliche Wort nicht nach der Straße dränge), und für den Preis von 24 Mark lübeckisch Courant-Geld (circa 29 Reichsmark) ist ihnen dann die Erlaubniß ertheilt für ewige Zeiten, in obengenanntem Domvikariats Hause den katholischen Gottesdienst zu feiern. Dieses Lokal ward dann als Kapelle benutzt während 180 Jahren, bis im Jahre 1873 die Gemeinde ein neues, schön belegenes Grundstück mit großem Garten kaufte, in dessen Parterre-Räumlichkeiten noch heute Kirche gehalten wird, bis die Gemeinde Geld genug hat, daselbst eine Kirche bauen zu lassen. Und wie eigenthümlich es geht in der Welt! Das Grundstück, welches die kleine katholische Gemeinde jetzt ihr Eigenthum nennt und auf welchem sie hofft, recht bald eine schöne kleine Kirche zu bauen, war einst das Haus vom älteren Bruder des verstorbenen Malers Overbeck (Chr. Gerh. Overbeck, Oberappellationsgerichtsrath).

Unser Berichterstatter fährt fort:

„Die frühere Kapelle im Domvikariats Hause wird's gewesen sein, in welcher der Knabe Overbeck das Madonnenbild bewundert; es waren viele Bilder in der Kapelle, doch sämmtlich ohne künstlerischen Werth. Als Altarbild hatten wir dort eines, die Geburt des Heilandes darstellend: Maria mit dem Jesuskindchen auf dem Schooße, neben ihr steht der hl. Joseph.

Ich besah es noch vor wenigen Tagen (December 1881). Das Kindergeſichtchen des Heilandes iſt ausdruckslos; doch hat mir das Bild ſonſt ſtets einen angenehmen Eindruck gemacht, und ich habe es im Anfange ſehr vermißt in unſerer jetzigen Kapelle, wo es nicht wieder als Altarbild dient. Außerdem war noch ein Gemälde von gleicher Größe in der früheren Kapelle, die Anbetung der heiligen drei Könige; da ſteht Maria, das Geſicht voll dem Beſchauer zugewendet, und hält das Jeſukindchen den anbetend davorknienenden heiligen drei Königen entgegen. — Dieſe Maria iſt mir nicht ſo ſympathiſch als die in dem erſtgenannten Bilde; ſie iſt ſchwarzhaarig und hat die ſcharfgeſchnittenen orientaliſchen Züge, während die andere blond. Und da Overbeck gewöhnlich ſeine Madonnen mit goldenem oder röthlichem Haar zeichnete, mag auch ihn dieſe letztere wohl nicht begeistert haben. In Betreff des Paſſionsbildes von Memling muß ich erwähnen, daß es ein großes Altarbild iſt, deſſen Thüren ſtets geſchloſſen ſind und nur vom Küſter geöffnet werden, wenn derſelbe Fremden den Dom zeigt. Auf den Außenthüren des Bildes iſt grau in grau die Verkündigung, und man will ja jetzt behaupten, daß nur die Verkündigung des Meiſters eigene Arbeit, während die vier Heiligen auf den Innenseiten der Thüren, ſowie die Paſſionsbilder der Hauptwand nur unter Memlings Leitung von ſeinen Schülern ausgeführt ſeien. — Auch zwei recht ſchöne Madonnenbilder befinden ſich im Dom — doch, meine ich, iſt dieſe Frage minder wichtig, da durch das Beſtehen der katholiſchen Kapelle Overbecks Worte wörtlich zu nehmen ſind.“

Obgleich über ein halbes Jahrhundert lang an die Milde und den Sonnenschein des ſüdlichen Winters gewöhnt, erinnerte ſich Overbeck doch des poetiſchen Reizes, den der nordiſche Winter in ſeiner heitern Kinderzeit für ihn hatte: die phantaſtiſchen Gebilde der gefrorenen Fenſterſcheiben, das helle im Ofen kniſternde Feuer, die ſcharfe, erheiternde Luft, der kryſtallen glitzernde Schnee, vor Allem aber die Seligkeit der Weih-

nachtszeit, die eigentliche Friedens- und Freudenzeit, mit ihren traulichen Ueberraschungen, welche jedesmal mit der erfinderrischen Sinnigkeit guter, im Glück der Kinder sich verjüngender Eltern gefeiert wurde. Dieses jährliche Fest hinterließ in den jungen Herzen einen unverlöschlichen Eindruck. Seine tiefere Bedeutung wurde bei aller Lustbarkeit nicht außer Acht gelassen, und die Kinder wuchsen in der liebevollen Heilighaltung der göttlichen Wahrheiten auf, in denen die Sitte wurzelte. Wenn der Weihnachtsabend herannahte, ward die Freude der Erwartung so lebhaft, daß schon beim Gedanken daran die kleinen Herzen höher schlugen. Und am ersetzten Tage selber, welche „peinlich-süße Ungeduld“, wenn die Dämmerung eintrat und die Eltern die Kinder „unter irgend einem Vorwand in das Nebenzimmer schickten“, wo sie vor Aufregung sich nicht zu halten wußten, bis endlich die Klingel erschallte und die Fünfe nun „in der gehörigen Ordnung ihres Alters hintereinander mit lautem Herzpochen vor dem Heiligthume standen“; die Ueberraschung, wenn die Thüren sich öffneten und die Kinder erst von dem Glanze „geblendet und wie versteinert“ dastanden, dann aber „im seligsten Gefühl der Dankbarkeit in die Arme der Eltern stürzten“, und jetzt endlich „jedes sein eigen Tischchen suchte und fand“¹. — Die Erinnerung an dieses liebliche Fest, und ebenso an die entsprechende Feier des Sylvesterabends und des Dreikönigstages mit ihren eigenthümlichen Bräuchen begleitete die Overbeck'schen Kinder durch das Leben, und ein Gefühl sanfter Nührung ergriff sie jedesmal, wenn sie des Segens gedachten, der aus der Liebe und Treue vortrefflicher Eltern ihnen zugeflossen. „Noch in diesem Augenblick“ — schrieb nach Jahren einmal an einem solchen Gedenktag Schwester Lotte an den inzwischen Maler gewordenen Bruder Fritz — „schlägt mein Herz mir wie damals; die schönen Zeiten

¹ Schwester Lotte kommt in ihren Briefen an den Bruder oftmals auf die Schilderung dieser Weihnachtserinnerungen zurück. Ihre Worte sind hier benützt.

sind mir noch so lebendig vor der Seele, als wären sie gestern gewesen."

Der Sommer wurde auf der sogenannten Laxenburg verbracht, einer Gartenwohnung außerhalb des Stadtwalles, welche die Familie Overbeck gepachtet hatte. Sie lag in der Nähe des alten, originellen Holstenthors, nahe genug bei der Stadt, daß die Kinder von dort aus mit Bequemlichkeit im Stande waren, ihren regelmäßigen Schulbesuch fortzusetzen. Auf der Laxenburg verlebten sie viele schöne Tage ihrer Kindheit, die zumal den beiden Jüngsten, Fritz und Lotte, unvergeßlich blieben; noch in die Träume der Erwachsenen mischte sich „das Rauschen der großen, weitschattenden Lindenbäume", welche das Haus umgaben, in deren Blüthenduft sie von ihrer Zukunft geträumt, unter deren breiten Kronen sie auch bei Sturm und Regen mit fröhlichen Schulgenossen Schutz gefunden. Das Wetter war gar veränderlich in diesem nordischen Klima; grauer Nebel und Regenwolken störten oft die ländlichen Freuden, und heitere Tage wurden als „besondere Gottesgaben" begrüßt. „Aber wir waren eben jung und fröhlich", sagt Schwester Lotte in einem Brief.

Fritz und Hans erhielten ihren ersten Unterricht in der Volksschule, dann unter der nachsichtigen Leitung des gutmüthigen Professors Fedderau. Da die beiden Knaben sich im Alter ziemlich nahe standen, waren sie mit einander immer in derselben Klasse, wie sie auch beide gleichmäßig gekleidet waren. Christian, ihr älterer Bruder, war bereits in das Katharineum vorgerückt, welches er im Jahre 1803 mit ausgezeichneten Zeugnissen verließ, um sich auf der Universität Jena, später in Heidelberg, dem Rechtsstudium zu widmen. Trotz der Lässigkeit des wenig gefürchteten Lehrers brachten es die Jungen im Griechischen und Lateinischen ziemlich weit, Dank der väterlichen Ob Sorge des classisch gebildeten Senators Overbeck, der den Autoren des Alterthums seine Liebe bewahrte und in der Absicht, dem griechischen Geist in Deutschland mehr und mehr

Eingang zu verschaffen, eine metrische Uebersetzung der Oden von Anakreon und Sappho (1800) veröffentlichte, welche W. Tischbein zu einer Reihe von Illustrationen anregten.

Der eiserne Despotismus Napoleons griff langsam, aber sicher um sich, sein Zwang machte sich in Handel und Wandel fühlbar, und die französische Sprache drohte den jungen Deutschen so nothwendig zu werden, wie ihre Muttersprache. Sie wurde deßhalb im Overbeck'schen Hause mit großer Sorgfalt und bis zur Eleganz betrieben. Dabei ward auch das Englische nicht vernachlässigt.

Der Senator und seine Frau waren aufrichtig fromm zu einer Zeit, wo Rationalismus und Atheismus eine ungewöhnliche Macht auf begabte, denkende Köpfe ausübten. Ein lebendiges, kindliches Gottvertrauen spricht aus allen Aeußerungen des Vaters Overbeck, wie aus seinen Liedern, und so bildete auch die Erweckung sittlich-religiöser Gefühle in den jugendlichen Herzen der Kinder einen Hauptgrundsatz in der Erziehung. „Alles Gute und Nühmliche,“ bemerkt er einmal, „wird nur erst dadurch vollendet, daß es religiöse, christlich-religiöse Grundlage hat.“¹ Fritz lernte von Kindheit auf die Bibel kennen und verstehen, nicht allein durch Lesen in dem heiligen Buch, sondern mehr noch durch einen begeisterten Commentar, das Beispiel seiner Eltern. Mit Gellert sang er, daß diese göttliche Botschaft sein „Glück auf Erden und sein Heil im Himmel“ sein werde. Gellerts geistliche Lieder wurden mit Vorliebe auswendig gelernt und als gute „Waffen gegen die Anfechtungen der Welt“ gehandhabt. Außerdem erhielt er noch privaten Unterricht in der Religion durch den mit der Familie persönlich befreundeten Pastor Köppen, einen kenntnißreichen und einsichtsvollen Mann, welchem Fritz und Lotte, seine Zöglinge, aufrichtig zugethan waren, nicht bloß wegen seiner liebevoll ernsten Weise, mit ihnen zu verkehren, sondern weil er es verstand,

¹ Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 73.

Gedanken, welche in ihnen nach Ausdruck rangen, in einer klaren Form vorzutragen.

Auf das Studium folgte zur rechten Zeit die Erholung. Hans und Fritz waren unter ihresgleichen ebenso beliebt als gesellig. Sie hatten eine zahlreiche Schaar von Freunden. Philipp Plessing, ihr Verwandter und Schulkamerad, verbrachte einen großen Theil seiner Zeit mit den jungen Overbecks und nahm an ihren Spielen und Vergnügungen Theil; „seine Gutmüthigkeit machte ihn Allen lieb“. Ludwig Roek, ein prächtiger Junge, voll Verstand und Gewandtheit, dabei von sanftem, anspruchslosem Wesen, war ein auch bei den Eltern Overbeck besonders willkommener kleiner Gast. Beide betraten nachmals die juristische Laufbahn. Andere gute Kameraden waren C. W. Vermehren, Martini, Warin, A. Ufert, Minten, welche, wenngleich in der Folge nach allen Richtungen zerstreut, doch bis in's hohe Alter Hans und Fritz die treueste Anhänglichkeit bewahrten und ihrem Lebensgang mit warmem Interesse folgten.

Ein Hauptspielplatz der Overbeck-Knaben war der Wall mit seinen schönen, „majestätischen Alleen“, die seitdem der Eisenbahn zum Opfer gefallen sind; da, wo jetzt der Bahnhof steht, in der sogenannten Teufelsgruft vor dem alten Holstenthor mit seinem charakteristischen Doppeltthurm, pflegten sie mit ihren Schulkameraden Ball zu spielen. Unzählige Male wanderte das muntere Häuflein über die lange, mit großen Statuen geschmückte Brücke, welche die Trave überwölbt, und nahm dann wohl auch den Weg nach dem schönen, friedlichen Kirchhof von St. Lorenz, in der nächsten Nähe der Laxenburg, wo die Knaben durch keinerlei bängliche Scrupel in ihren Spielen sich stören ließen. Der geweihte Ort sollte in späteren Jahren der Ruheplatz der meisten von Fritzens geliebten Verwandten werden, die ganze liebliche Umgebung aber zusammt der Laxenburg durch moderne Bauten eine völlige Umwandlung erleiden. Hans und Fritz hatten volle Freiheit, ihre Spielfkameraden in ihr gastliches

Haus einzuladen; Senator Overbeck und seine Frau sahen stets einen kleinen Kreis lieber, trefflicher Menschen um sich, deren Freundschaft unter einander sich auf den jungen Nachwuchs vererbte. Zu den befreundeten Häusern gehörten die Familien Meder, Gütschow, Curtius.

Die Tonkunst verbreitete ihren bildenden und erhebenden Einfluß im Hause. Alle Overbeck waren musikalisch. Der Vater besaß eine klangvolle, weiche Stimme, welche Fritz erbt, wie er denn in seiner Person die Züge von beiden Eltern vereinte. Der Junge spielte Klavier mit viel Geschick und Gefühl, und beim Familien-Concert konnte er auf Violoncell oder Guitarre mitwirken. Nebenbei verstand er sich auch auf das Notenschreiben; er führte in dieser Kunst eine so sichere und schnelle Hand, daß seine Dienste in der Familie fast beständig in Anspruch genommen wurden. Denn nicht bloß Solos und Duos, auch Quartette und Quintette wurden im Hause aufgeführt, geistliche und weltliche Musik gepflegt. Die Mutter war die einzige, welche still dabei saß, aber „mit innigstem Behagen“ zuhörte.

Fritz hatte eine Vorliebe für das Romanzenhafte, und Zumsteegs Lieder gefielen ihm besonders wohl; eines seiner Lieblingslieder war eine Ballade von Zumsteeg, und da er fortwährend und nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität „Du kommst vom Kloster Walsingham“ sang, so konnte die muthwillige Schwester wohl gelegentlich einfallen und mit einer neckischen Variation das Lied zu völlig anderem Schlusse führen¹.

Des Vaters eigene Lieder, zum Theil von ihm selbst componirt², standen natürlich in besonderer Gunst; was konnte es

¹ Briefe von Schwester Lotte aus den Jahren 1854 und 1855. Indem sie diese Tage zurückruft, fügt sie bei: „Ach lieber Fritz, nie und nimmer möchte ich alle diese kleine Einzelheiten unserer glücklichen Kindheit vergessen; daß wir so vorzugsweise glückliche Kinder waren, wußte ich freilich damals nicht.“

² Eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Lieder und Gesänge mit Claviermelodien als Versuche eines Liebhabers.“

auch Sangbareres geben, als das zum Volkslied gewordene „Blühe, liebes Veilchen“, oder das Erntelied: „Kein Klang von allem was da klingt, Geht über Sichelfklang“, und ähnliche? Das Dverbeck'sche Rahnlied aber („Die Schifffahrt“ betitelt), das noch heute in manchen poetischen Sammlungen ein Plätzchen findet, galt in den Augen der liebevollen Kinder als das Lied der Lieder. Mit all der Lust und Fröhlichkeit der Jugend sangen sie:

„Das waren mir selige Tage!
 Bewimpeltes Schiffein, o trage
 Noch einmal mein Vottchen¹ und mich!
 O wieg' uns noch einmal behebde
 Von hinnen bis an der Welt Ende,
 Zur Wiege begehren wir dich.

Wir schifften und fuhren auf Wellen,
 Da sprangen im Wasser die hellen,
 Die silbernen Fische herauf.

Wir fuhren und schifften durch Auen,
 Da ließen die Blümchen sich schauen,
 Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir spielten im treibenden Rachen,
 Wir gaben uns Manches zu lachen
 Und hatten des Spieles nicht Rast;
 Wir ließen die Hörner erklingen,
 Wir alle begannen zu singen,
 Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!
 Mein liebliches Mädchen, o sage:
 „Sie waren so selig auch mir!“
 Dann such' ich das Schiffein dir wieder,
 Dann setz' ich mich neben dir nieder
 Und schiffe durch's Leben mit dir.“²

Hamburg 1781. 40. — Später schrieb er darunter: „Haec cecini vacuus curis audaxque juvena.“

¹ So lautete es in „Fritzchens Lieder“ S. 72; später, in der größeren Sammlung, dann in „Liebchen“ umgewandelt.

² Am 3. October 1815 berichtet Schwester Betty Dverbeck an den Bruder, wie sie in Travemünde alle vereint „des trefflichen Vaters

Am meisten Befähigung nach dieser Richtung entfaltete übrigens Hans. Während Fritz von Kindheit an eine vorwiegende Neigung zum Zeichnen verrieth, war sein Bruder Hans ein geborener Musiker. Gleich dem Vater, der in der Theorie des Generalbasses unterrichtet war, begann er schon früh zu componiren, und die jüngeren Geschwister hörten ihm gerne zu, wenn er am Klavier sich seinen Phantasien überließ, Ernst und Scherz vereinend. Besonders ergözte es sie, wenn er in kühnem Muthwillen sogar die Straßenrufe in Lübeck, die Worte des Marktausrufers „in Musik setzte“. Allmählich aber nahm seine Muse höheren Flug, und als Schillers Balladen in die Oeffentlichkeit und bis zu den jungen Lübeckern drangen, componirte er mehrere derselben, die er zu seinen Lieblingen erkoren. Hans wurde indeß für den Handel bestimmt, und war zu pflichtgetreu, um ein Talent ausschließlich zu cultiviren, das, obgleich es ihm auf dem Wege des Componisten Erfolg zu verheißen schien, störend auf die Laufbahn hätte einwirken können, die er nach dem Wunsche des Vaters betreten. Er unterdrückte also, wenn auch mit Schmerz, sein geheimes Verlangen, ein großer Musiker zu werden. Er verzichtete edelmüthig zu Gunsten seines jüngeren Bruders auf den Anspruch, seine Mitmenschen durch das Mittel der schönen Künste zu erheben. Doch blieb die Musik auch in späteren Jahren „seine Trösterin“, die ihm namentlich in der Fremde die einsamen Abende erheiterte und sein „in Grinnerungen versunkenes Herz zur Ruhe brachte“, wie die Schwester sich einmal ausdrückt. — Wir hoffen, man werde es nicht als ungehörig betrachten, wenn wir an diesem Orte beifügen, daß dieser treffliche und congeniale Bruder Friedrich Overbecks,

61. Geburtstag“ gefeiert haben: „Wir machten eine Wasserfahrt auf der See und ergözten uns an der klaren Fläche, worauf unser Kahn hinglitt. Wir sangen alle das Lied der Lieder: ‚Es waren mir selige Tage‘: und der Dichter wurde viel geherzt und geküßt.“ — Den Anfangsvers dieses (von Hurka in Musik gesetzten) Liebes führt Büchmann unter den „Geflügelten Worten“ auf.

wenngleich ein Martyrer seiner Pflicht, seine großen Fähigkeiten seinen Nachkommen vererbte: seinem Sohne, dem ausgezeichneten Archäologen Professor Johann Adolf Overbeck in Leipzig, der sich um die antike Kunstgeschichte durch seine weitverbreiteten Werke „Pompeji“, „Geschichte der griechischen Plastik“ (3. Aufl. 1880—81) u. ein anerkanntes Verdienst erworben; sowie seinem Enkel August, der, von edlem Ehrgeiz beseelt, das Drama durch seine persönlichen Bemühungen zu heben strebte, jedoch mitten in der vollen Jugendkraft im Jahre 1878 zu Meran dahingerafft wurde.

Die innigste Vertraulichkeit bestand zwischen Hans und Fritz. Als Kinder hatten sie wohl im Streit sich „manche Stunde verbittert“, aber als sie größer wurden, wuchs die gegenseitige Annäherung. Sie erschlossen einander ihr Herz und verbrachten glückselige Abende allein, im schwärmerischen Geplauder über ihre Lieblingsgegenstände, während die Eltern und Geschwister bei Freunden auf Besuch waren. Eine Nacht besonders blieb ihnen unvergessen: nachdem sie lange mit einander über bildende Kunst und Musik geredet, gelobten sie sich gegenseitig, „gute Menschen zu werden“. Sie dankten Gott für den Besitz ihrer vortrefflichen Eltern und beteten, daß er denselben Gesundheit und Leben erhalte. „O mein Bruder, das waren selige Stunden!“ ... ruft Hans Overbeck aus, nach Jahren dieser Abende gedenkend.

Um diese Zeit — 1804 bis 1805 — war ihre Halbschwester Gretchen (Kreßschmer) bereits mit einem wohlhabenden Kaufmann und Freund der Familie, Johann Jeronymus Plessing, verheirathet und glückliche Mutter. Betty hatte sich zur Jungfrau entwickelt, ein sanfter Charakter mit einem süßen Madonnengesicht und schöner Stimme, eine treue, liebende Genossin, dienstfertig in aller Stille. Sie war drei Jahre älter als Fritz, während Lotte, die Jüngste, ein Jahr weniger zählte als er, ein liebliches, blühendes Mädchen, voll natürlicher Anmuth und aufgeweckten Sinnes, welches auf jedermann einen eigenthümlich gewinnenden Eindruck machte. Von lebhaftem Naturell, war

sie für Freud und Leid gleich tief empfänglich, worin sie ihrer Mutter nachschlug; schüchtern und zurückhaltend gegen Fremde, und hingebend gegen ihre Brüder, die hinwieder auf diese bezaubernde kleine Lotte ebenso wie auf die engelsanfte Betty sehr stolz waren und nicht glauben konnten, daß es ihresgleichen gäbe. Nichtsdestoweniger unterhielten sie enthusiastische Freundschaften mit verschiedenen jungen Gespielinnen der Schwestern, welche an den bescheidenen Familien-Vergnügungen theilnahmen.

Hans vergaß sich selbst in Fritz, den er in seiner treuerherzigen Liebe als ein Muster von Vollkommenheit betrachtete, so daß, wo immer das Lob des jüngeren Bruders erklang, er mit Eifer einstimmte. Fritz, schweigsam und zuweilen träumerisch, war zu gutmüthig und selbstvergessen, um eingebildet zu werden. Sein freundliches Wesen machte ihn zum stets froh begrüßten Spielfkameraden von Gretchens kleinen Kindern, während seine muntere Schwester Lotte, die beständig um ihn herum tanzte und hüpfte, ihm manchen schelmischen Streich spielte: ein neckischer Sonnenstrahl, der ihn aus jeder unversehenen Träumerei erweckte. Die gastliche, alte Stadt Lübeck hatte etwas Anheimelndes und wurde den jungen Overbecks, die in Gesellschaft gerne gesehen waren, mit jedem Jahre theurer. Als sie heranwuchsen, besuchten sie mit ihren Eltern öffentliche Concerte und Bälle; dabei waren sie ihrem guten Schwager jederzeit dankbar, wenn er für sie in seinem Hause eine kleine Tanzunterhaltung veranstaltete. Auch an häuslichen Festen fehlte es nicht, und die Gesellschaften, welche am Theetisch ihrer Mutter sich vereinigten, machten ihnen besonderes Vergnügen; denn nach dem in der Overbeck-Familie herrschenden Geiste war es gut und recht, „das Leben fröhlich zu genießen und dankbar zu sein“.

Groß war die Lustbarkeit, wenn der Mai endlich die ersten frohen Zeichen des Frühlings brachte, wenn die Bäume auszuschlagen und die Nachtigallen zu singen begannen. Da gab es Picknicks, Wanderungen und Fahrten den ganzen Sommer

über nach den freundlichen, waldbumsäumten Dörfern, welche in der Runde um Lübeck liegen. Da besuchten sie oft die Landhäuser der Freunde; gar fröhliche Tage wurden alljährlich zu Pfingsten oder um die Erntezeit in dem freundlichen Niendorf, dem gastlichen Landstube des Dr. Heinze, an der Ostsee verbracht.

Das Alles wurde in genügsamer Einfachheit, bei beschränkten Mitteln ausgeführt. Denn die Besoldung des Vaters Overbeck war, bei aller Hingebung und Pflichttreue, lange Jahre eine sehr spärliche, so mäßig, daß das Vermögen der Frau „die Hauptquelle bildete, aus welcher geschöpft werden konnte“¹. Es erschien daher nothwendig, daß die Söhne sich frühzeitig für einen Beruf entschieden. Wir haben bereits die Anfänge von Frißens Wahl erwähnt. Seine Mußestunden waren dem Zeichnen gewidmet, und er entwickelte darin so vielen Eifer und Geschmack, daß die Schwestern seine Dienste als Zeichner für Stickmuster in Anspruch nahmen. Sein Genius nahm indeß meist einen zu kühnen Flug, seine Entwürfe waren für Sterbliche so schwer ausführbar in Musselin², daß die schwesterlichen Bestellerinnen ihn bald als für solche Aufträge unbrauchbar erklärten. Das verdarb der guten Lotte aber keineswegs die Lust, ihm zu dienen, sie opferte dem kunstfeifrigen „Bruder Maler“ vielmehr manche Stunde, indem sie ihm, in den schwarzen Senatorenmantel des Vaters gehüllt, in „mancherlei Attitüden“ Modell saß. Ein anderes Mal zeichnete er diese lebenslustige junge Schwester, die ihn so oft muthwillig umhüpfte, „empfindsam an eine Urne gelehnt, um einen entfernten Geliebten trauernd“. Es geschah dieß während der Mittagstafel auf der Laxenburg,

¹ Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 67.

² „Damals,“ heißt es in einem spätern Briefe der Schwester, „quälte ich Dich oft mit meinen Stickmustern, wozu Du, erlaub' es mir zu sagen, auch keine großen Anlagen hattest; sie waren immer zu idealisch, um mit einer gewöhnlichen Nähnael ausgeführt zu werden.“ Lübeck 31. Januar 1837.

zu der einige Freunde des Hauses geladen waren, und der Scherz machte beiden nicht geringe Belustigung¹.

Fritz war allezeit ein merkwürdig fleißiger und strebsamer Junge gewesen. Sein reines Herz stieß unwillkürlich jeden Einfluß, der es vergiften konnte, ab; seine Einbildungskraft erschwang sich immer zu den höchsten Idealen. So schwebten ihm liebliche, heilige Gegenstände vor, die seine Seele wie einen geweihten Tempel erfüllten und Ausdruck durch seinen Pinsel suchten. Seine Skizzen athmeten, mochten sie nach classischen oder biblischen Studien entworfen sein, einen wohlthuenden, edlen Geist, welcher im Hause des Dichters Verständniß fand. Eine Sepia-Zeichnung, Motiv aus der Odyssee, verehrte er dem Professor Fedderau, der sie sorgfältig einrahmte und während der drei Jahrzehnte, die er noch auf Erden verlebte, mit freudiger Genugthuung als das Werk seines Schülers vorzeigte; es bildete den Schmuck seines besten Zimmers.

Aber diese kleinen Proben eines Berufes, den Fritz im Herzen sich erkoren, wurden von seiner Familie keineswegs als solche gewürdigt. Sie betrachteten seine Kunst nicht als eine Quelle künftigen Broderwerbs, sondern lediglich als eine erwünschte Mitgabe zur Verschönerung eines praktischen Berufs, ähnlich wie die Poesie dem Vater die schweren Pflichten des Juristen und Politikers erleichterte und verschönte. Als daher die Pläne für die Zukunft in dem werdenden Jüngling festere Gestalt annahmen, wurde er immer stiller, immer mehr in sich gekehrt; nur seinen verschwiegenen, aber kunstbegeisterten Bruder Hans zog er in's Vertrauen, bis endlich die Mutter, von der ungewöhnlichen, fast an Melancholie grenzenden Schweigsamkeit des Sohnes betroffen, ihn dahin brachte, ihr seine Gedanken zu offenbaren und sie dann auch dem Vater mitzutheilen. Wenn- gleich die Eltern ihn mit der schonendsten Rücksicht behandelten

¹ Nach einem Brief der Schwester Lotte vom 28. März 1858. Sie bedauert sehr, daß ihr diese Zeichnung abhanden gekommen.

— sein Vorhaben erschien ihnen doch ganz „märchenhaft“. Lange konnten sie nicht mit dem außerordentlichen Gedanken sich befreunden, daß ihr blöder Frits sein Glück in der Welt als Maler versuchen wollte.

Zu ihrer Rechtfertigung muß daran erinnert werden, daß an der Wende des vergangenen Jahrhunderts die Malerei unter den Künsten in Deutschland am weitesten zurückgeblieben war, daß im Banne eines greisenhaften Pöpsthums der Künstler Natur und Wahrheit verachtete, um in theatralischem Prunk und schmeichlerischer Uebertreibung einem verkehrten Zeitgeschmack und den Launen vermöthter Mäcene zu huldigen. Die Kunst war dem nationalen Leben entfremdet. In der Mittellasse war das Interesse für Kunstwerke auf Familienbildnisse beschränkt. Ein Jahrhundert der Trägheit, der Selbstsucht und Nachgiebigkeit gegen böse Leidenschaften hatte die menschliche Natur und folgemäßig auch die Kunst auf eine tiefe Stufe des Verfalls gebracht, und der Umschwung zum Bessern, der sich anbahnte, war noch weit entfernt, einem allgemeineren Verständniß zu begegnen.

Senator Overbeck war unfraglich ein Freund der Musen, aber der Gedanke machte ihm Sorge, daß sein unweiltläufiger Sohn in ihrem Dienste Noth und Hunger leiden möchte. Seine Besorgniß in dieser Hinsicht beruhte auf unmittelbarer Erfahrung; hatte er doch, etwa zwei Jahre vor Fritzens Geburt, selbst einem Künstler von außergewöhnlicher Begabung beigestanden, in welchem der Enthusiasmus jede Schranke vor sich niederwarf, der aber, mit widrigem Schicksal kämpfend, vorzeitig gestorben, ein Opfer getäuschter Hoffnungen, und doch ein Vorläufer auf dem Wege zu einer besseren, reineren Kunst, deren Problem er, wie es schien, als immer noch ungelöstes Räthsel hinterließ.

Der Künstler, mit dem der Name des Senators Overbeck so ehrenvoll verbunden ist, war der Schleswig-Holsteiner Amus Jakob Carstens. Er hatte über vier Jahre in Lübeck gelebt. „Seine Portefeuilles,“ sagt sein treuer Freund und

Biograph Fernow, „selbst die grauen Wände seines kleinen Zimmers waren mit mehr oder weniger ausgeführten Compositionen und flüchtigen Entwürfen angefüllt, und doch war außer wenigen näheren Bekannten, mit denen er umging, niemand, der dieß höhere Talent in ihm kannte. Freilich waren seine eingezogene Lebensweise, sein höchst schlichter Anzug bei einer kleinen unansehnlichen Figur, seine gänzliche Unfähigkeit, sich persönlich bemerkbar und sein Talent geltend zu machen, ihm hinderlich . . . Ein größeres Hinderniß seines Fortkommens aber war sein siecher, kränkelder Körper, der mit seinem feurigen Temperamente und rastlos thätigen Geiste in einem für ihn vererblichen Mißverhältnisse stand und ihn oft Wochen und Monate lang zum Arbeiten unfähig machte. Seine Krankheit war ein Brustübel, wozu er den Keim mit auf die Welt gebracht hatte, das sich von Zeit zu Zeit in heftigen Anfällen meldete und in Lübeck einige Male zu einem Grade stieg, der seinem Leben Gefahr drohte.“ . . .

„Endlich schien es, als ob das Schicksal unserem Künstler einmal lächeln wolle. Ein günstiger Zufall verschaffte ihm die Bekanntschaft des Dichters Overbeck, den ein Freund zu Carstens führte, um ihn die Compositionen desselben sehen zu lassen. Overbeck war angenehm überrascht, in einem elenden, schwarz beräucherten Zimmer und unter einer so unscheinbaren Hülle einen Geist zu finden, der mit Homer, Sophokles, Ossian, Shakespeare in vertrauter Bekanntschaft lebte und Scenen aus ihren Werken in eigenen Erfindungen darstellte. Der edle Dichter, von des Künstlers unwürdiger Lage unterrichtet, interessirte sich lebhaft für Carstens und führte ihm nach einigen Tagen den Rathsherrn Matthäus Rodde zu, einen der reichstbegüterten Männer jener Stadt, der mit warmer Liebe zur Kunst die Einsicht eines Kenners vereinte und selbst eine ausgewählte Sammlung von Gemälden besaß. Ein solcher Kunstfreund konnte den Werth des Talents, das er da im Verborgenen fand, nicht verkennen. . . Nachdem er sich überzeugt hatte,

daß des Künstlers sittlicher Charakter ihn der Unterstützung, die sein Talent bedurfte, noch würdiger mache, that er demselben das Anerbieten, nicht allein seine Schulden, die etwas über hundert Thaler betragen mochten, zu bezahlen, sondern ihn auch in den Stand zu setzen, daß er die Reise nach Berlin machen und dort wenigstens ein halbes Jahr leben könne, um sich indessen bekannt zu machen und sich günstigere Aussichten für die Zukunft zu bereiten" (Carstens' Leben und Werke S. 81).

Durch Overbecks rasche Sympathie und Herrn Rodde's Munificenz war Carstens so plötzlich aus seiner sorgenvollen Lage gerissen. Das war im Jahr 1787, und als die größte Noth seines Lebens überstanden war, ging er im Frühling 1788 nach Berlin. Hier erhielt er eine Stellung als Professor mit geringem Gehalt an der Akademie, aber ohne irgend einen Auf-
trag, der ihm hätte Gelegenheit geben können, seine hervorragende Begabung zu entfalten und zu erproben.

Carstens erkannte, daß die Kunst sich in einem Zustand der Verknöcherung befand. Eine energische und rücksichtslose Natur, machte er kein Hehl aus seiner Ueberzeugung, daß die Akademien seiner Zeit schlechte Bildungsanstalten seien. Sie gestatteten ursprünglichen Talenten keinen freien Spielraum, drängten sie vielmehr durch den Zwang, den sie der natürlichen Anlage und Befähigung ihrer Zöglinge anlegten, in einen falschen, einkörmigen Manierismus hinein. Da er einen tiefen Widerwillen gegen alle seelenlose Nachahmung hegte und die Nothwendigkeit fühlte, seinen großen Gaben treu zu sein, so glaubte er, daß das einzige Heilmittel für solche Mißbräuche in der selbstständigen Ausbildung des individuellen Talentcs bestehe. Sein unbeugsamer Geist bildete sich daher am meisten durch Selbststudium; und obgleich er so genöthigt war, seine eigenen Theorien Schritt für Schritt auszugestalten und die Geheimnisse der Kunst in einsamem Ringen aufzuspüren, so ist es doch wunderbar und rührend, zu bemerken, wie er, trotz alles Hohnes und beständiger Venergelung, seinem Ideale uner-

schütterlich treu, berufen war, einer heilsamen Reform die Bahn zu brechen. Er wurde der Regenerator der modernen deutschen Kunst, und wir werden in der Folge sehen, wie sein Beispiel und seine Lehre auf Overbeck und seine Genossen fortwirkte.

Carstens starb in Rom, von Gram und Arbeit aufgerieben, am 25. Mai 1798, als er eben sein vierundvierzigstes Jahr vollendet hatte. Seine letzte, unvollendete Composition war — seltsamer Contrast! — die Darstellung des goldenen Zeitalters gewesen. Eine kleine Schaar deutscher Kunstgenossen in der ewigen Stadt, die ihn zu schätzen wußten und sein Sterbebett umstanden, sein treuer Freund Fernow, Thorwaldsen, Koch und Wächter, gaben dem Verbliebenen das Geleite, als er bei Sonnenaufgang an der Pyramide des Cajus Cestius begraben ward. — — —

Sieben Jahre nach Carstens' Tod, als die geistigen Wirkungen seines Lebens und Schaffens noch nicht sichtbar an's Tageslicht getreten, war es ganz natürlich, daß Senator Overbeck dem Vorhaben seines sorglich erzogenen Sohnes gegenüber zögerte und endlose Schwierigkeiten sah auf dem Wege eines Jünglings, der Maler werden wollte und nach Rom strebte als dem Hauptsitze der Kunst.

Innerhalb der Familie fand sich indeß ein Fürsprecher in dem ältesten Sohne Christian, damals Rechtsstudent in Heidelberg. Der junge Musensohn, ein urtheilsfähiger Kopf, der „die flache Mittelmäßigkeit“ ebenso sehr verabscheute wie sein Vater, nahm sich des Bruders tapfer an und billigte dessen Wahl. Er erinnerte die Eltern an die Bescheidenheit und den guten Sinn seines Bruders, der Charakterfestigkeit genug besitze, um nöthigenfalls ohne falsche Scham die Kunst ebenso muthig wieder aufzugeben, sobald er erkennen würde, daß er in seinem Berufe sich geirrt, oder seine Fähigkeiten nicht ausreichten, um sich als Künstler eine selbständige Existenz zu schaffen. Die Eltern ließen denn auch zuletzt, als sie die Beharrlichkeit des Sohnes sahen, ihre Bedenken fallen und gaben

ihre Einwilligung — vorläufig zu einem probeweisen Versuch. Denn darauf bestand der Vater, daß die Schulstudien deßhalb nicht in den Hintergrund treten dürften; sondern „die Frühe des Morgens mußte den Zeitaufwand ersetzen, den die Schule und die Arbeiten für dieselbe auf der einen, die Uebungen in der Kunst auf der andern Seite gleichzeitig erforderten, und erst als sich durch große Beharrlichkeit in beiden, und durch unerwartete Fortschritte in den letzteren besonders, das entschiedene Talent zu erkennen gab, ward den technischen Uebungen der Vorrang eingeräumt, das Studium der Alten aber immer nebenher fortgesetzt“¹.

Ein wackerer, liebenswürdiger Schwabe, Joseph Nikolaus Perour (geb. 26. Juni 1771 in Ludwigsburg), seines Fachs Historien- und Porträtmaler aus der eklektisch-akademischen Schule Guibals, der von Stuttgart nach Lübeck gerathen war, nahm Fritz in sein Atelier auf. Er wie seine Frau (geb. Müller), beide gutherzige Menschen, gewannen große Zuneigung für den angehenden Kunstjünger, welcher, nach der Versicherung der Frau Perour, mit Ameisenfleiß arbeitete und zumeist in seine Studien so vertieft war, daß er „nichts gewahr wurde, was um ihn vorging, und alles vergaß, was ihm nicht am Leibe fest war“. Auch Fritz bezeugte seinem Lehrer Achtung und Zuneigung, und noch in späteren Jahren schrieb er demselben, daß sein Unterricht „das erste Liebesfeuer zur göttlichen Kunst in ihm angefacht habe“. Gleichwohl hatte er schon damals eine Ahnung von der Unzulänglichkeit und dem Fehlerhaften in Perours System, indem er einmal das Verlangen äußerte, „recht große Sachen“ zu bekommen, um von der „kleinlichen“ und „ängstlichen Manier“ seines Lehrers sich freizumachen. Ein anderer Punkt war die „Farbenvergeudung“, deren er noch im Alter gedachte. Die zunehmende Theurung der Lebensmittel, eine Folge der Kriegsläufe, welche selbst wohlhabende Familien nöthigte, im Haushalt strengste Spar-

¹ Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 69—70.

Sowitt, J. Fr. Overbecks Leben. I.

samkeit einzuführen, hatte nämlich seinem jugendlichen Gemüthe ein tiefes Gefühl von der Sündhaftigkeit der Verschwendung eingeprägt. Es machte daher immer einen störenden Eindruck, wenn er Zeuge sein mußte von dem Aufwand kostspieliger Farben, welche der sonst brave und wohlmeinende Künstler auf Palette und Leinwand verschwendete. Dieß erzeugte in ihm selbst eine übertriebene Scheu vor Anwendung allzu vieler Farbe und war wohl mitwirkende Ursache jener auffallenden Magerkeit des Colorits, welche man auf seinen Gemälden wahrnimmt. Auf der andern Seite hatte es für ihn die günstige Wirkung, daß er später auf größte Sorgfalt und Sauberkeit in Palette und Tüben hielt. Uebrigens ließ Herr Perour seinen Zögling hauptsächlich Kupferstiche mit schwarzer Kreide unter seiner Leitung copiren. In dieser Periode entwickelte Frix eine bemerkenswerthe Leichtigkeit im Porträtiren; so malte er im Alter von fünfzehn Jahren eine mit dem Weder'schen Hause befreundete junge Dame, welche zum Besuch nach Lübeck gekommen war, Fräulein Amalie von der Horst, mit Talent und hinreichendem Geschick, um deren Eltern damit ein wirkliches Vergnügen zu bereiten¹. Unter solcher Beschäftigung hätte er auf einen Kunstzweig geführt werden können, der seiner Eigenart durchaus nicht angemessen gewesen wäre, hätte nicht seine Kunsterziehung plötzlich eine eingreifende Wendung erfahren.

August Kestner aus Hannover (geb. 1777), der feingebildete Sohn des Archivars Kestner und jener durch Göthe's Werther unfreiwillig berühmt gewordenen Lotte (Charlotte Buff), nachmals Legationssecretär und Geschäftsträger für Hannover, kam auf einem Ausflug im Sommer 1805 nach Lübeck, wo er bei der Familie Weder Gastfreundschaft genoß. Ein glühender

¹ Am 27. Sept. 1806 schreibt Hans Overbeck an Frix: „Ich vergaß, Dir sowohl Grüße von Amalien, als auch Dankfagungen von ihren Eltern für Amaliens Portrait zu überbringen. Dieses Bild hat ihnen viel Freude gemacht, und bewunderten sie das Talent eines damals 15jährigen Knaben.“

Freund aller Musen — er war Poet, Zeichner, Musiker — hatte er in Göttingen unter Fiorillo auch Kunstgeschichte studirt und in Nachbildungen älterer Werke sein Zeichnungstalent geübt. Er brachte nach Lübeck eine Anzahl früherer Zeichnungen seiner Freunde aus Göttingen, der Brüder Franz und Johann Niepenhausen, mit, welche sie ihm zu copiren erlaubt hatten. Es waren Zeichnungen nach Giotto, Simon Memmi (Martini), Masaccio, Ghirlandajo, Perugino und andern alten Meistern.

Kestner zeigte sie dem jungen Overbeck — und dieser Augenblick gehörte, wie er in seinen „Römischen Studien“ erwähnt, zu den kostbarsten Erinnerungen seines Lebens, indem er „dem Fünfzehnjährigen durch diese Blätter eine neue Welt eröffnete, die er (Overbeck) mit freudigster Ueberraschung sogleich, und auf immer, für die seinige erkannte“¹.

Die Bekanntschaft mit Kestner und die Betrachtung von Zeichnungen, welche Talent und Gewandtheit und ein richtiges Verständniß der reinen und schönen Vorbilder bekundeten, denen sie nachgebildet waren, machte in der That in Overbecks Leben Epoche. Was bis dahin seine Seele wie eine dunkle Ahnung erfüllt, brach jetzt zum Bewußtsein, zur Klarheit durch. Die Entscheidung für die romantische Richtung datirt wohl von dem Tage dieser Begegnung. Die Gespräche, die er mit Kestner im Laubgang des Meder'schen Gartens geführt, wirkten wahrhaft elektrisirend und lebten ihm unvergeßlich in der Erinnerung fort. Es waren Worte über Poesie und Malerei, wie er sie bis dahin aus keines Menschen Munde gehört hatte, Klänge wie aus einer andern Sphäre, und sie fanden in seinem Herzen beseligenden Wiederklang. Wir werden später noch davon hören.

In dem Verlangen, diesen Verkehr fortzusetzen, richtete er kurz nach der erwähnten Begegnung folgenden Brief an August Kestner:

¹ Römische Studien von A. Kestner. Berlin 1850. S. 110 bis 111. Im Sommer 1805 war übrigens Overbeck 16 Jahre alt.

„Lübeck, den 1. August 1805.

Theurer Freund!

Verzeihen Sie meine Unverschämtheit, daß ich, der Ungleichheit unsers Alters nicht achtend, nach einer Bekanntschaft von wenigen Tagen Ihnen als ein vertrauter Freund schreibe. Der Wunsch, das Gespräch über die Kunst, welches wir mündlich anfangen, schriftlich fortzusetzen, bewog mich vorzüglich zu diesem Schritte. Ich höre so gern Ihr Urtheil über die Kunst und Kunstwerke, weil es mir so richtig zu seyn scheint. Ihnen ist an dem meinigen natürlich nichts gelegen, aber weil wir uns nun einmal schriftlich unterreden, so müssen Sie mir das Vergnügen gönnen auch ein bißchen mit zu sprechen. Wäre es mündlich, so würde ich nur hören und schweigen. So aber ist es doch wohl nicht thunlich, daß ich Sie immer allein reden lasse, und da müssen Sie es mir denn entschuldigen, wenn meine Meinung bisweilen von der Ihrigen abweicht, ich verspreche Ihnen dafür mich nach der Ihrigen zu bilden.

Zuerst muß ich Ihnen meine aufrichtige Meinung über das Bild vom Ossian sagen. Es befriedigte Sie nicht — mich eben so wenig, und wenn ich nicht irre so sagten Sie, der Künstler hätte dabei die Antike mehr vor Augen haben sollen, um aus dem Apoll z. B. zu lernen, wie die Griechen die wahre Begeisterung ausdrückten. Sollte aber das hier so ganz anwendbar seyn? — Apoll, der die Liebe singt, kann und muß einen lieblichen milden Ausdruck haben; Ossian aber, der in einer stürmischen Nacht die Helden der grauen Vorzeit singt, sollte der auch von diesem milden Ausdrucke beseelt seyn können? Uebertrieben scheint es mir auch, vorzüglich des Gewundenen wegen, in der Stellung, nur dünkt mich kann der Ausdruck nicht wohl dem des Apoll gleichen. Es ist leicht möglich daß ich mich irre, darum muß ich Sie bitten mir Ihre Gegenstände anzuführen, und mich so eines bessern zu belehren. Es ist mir nichts willkommener als Belehrung über Dinge, bei denen ich zweifelhaft bin. Ebenso wünschte ich auch ein auf-

richtiges Urtheil von Ihnen über H. Perour zu hören. Meine Meinung ist: daß er ein guter Zeichner ist; seine Manier hingegen scheint mir ganz und gar falsch zu seyn. Das Kleinliche Punktiren beim Ausführen verhindert, daß er je etwas künstlerisch Großes liefern kann. Mir ist dies doppelt unangenehm nicht bloß seinetwegen sondern auch meinerwegen, weil auch ich mich an diese Kleinliche Manier gewöhnen muß und meine Hand auf diese Weise in Fesseln legen muß, aus denen es ihr leider sehr schwer werden wird sich nachher wieder zu befreien. Eine freie Hand zu haben ist das Wichtigste für den Maler, und deswegen wünschte ich so sehr, daß er mich recht große Sachen etwa nach Gyps zeichnen ließe. Da ich dies nun aber durchaus nicht erlangen kann, so kann ich mir wirklich bisweilen den Wunsch nicht verbergen, bald einen bessern Unterricht zu finden.

Seit einigen Tagen ist dieser Wunsch wieder vorzüglich lebhaft in mir geworden, seitdem ich mich mit dem jungen Sieveking aus Hamburg über die Kunst unterhalten habe. Er ist freilich kein großer Kunstkenner, aber doch ein fähiger Kopf, hat einen sehr richtigen Blick und viel Scharfsinn. Dieser rieth mir auch bald eine andere Manier anzunehmen, wenn ich meine Hand nicht an eine Kengstlichkeit gewöhnen wolle, die mir nachher sehr nachtheilig seyn könnte. — Darf ich überhaupt auf Beantwortung dieses Briefes hoffen, so bitte ich Sie vor allen Dingen über diesen Punkt mir Ihre Meinung zu sagen.

Ich muß schließen, ich darf Vater Homer nicht länger warten lassen auf mich. Viele herzliche Grüße von Neders, meinen Eltern und Geschwistern. Ich bin und verbleibe Ihr aufrichtiger Freund

J. F. Overbeck

der Künste und Wissenschaften Beflissener.

NB. Aus dem Homer habe ich mir die Scene von der Rückkehr des Telemach zum Sauhirten Eumaios ausgewählt, die ich jetzt bei H. Perour zum Geburtstage meines Vaters bearbeite."

Wir sind nicht in der Lage, Kestners Antwort oder sonst weitere Einzelheiten über die Studien von Fritz Overbeck mitzutheilen. Immerhin scheint die Annahme nicht ausgeschlossen, daß er dem Rathe des jungen Sieveking folgte und, während er mit Perour immerfort die freundlichsten Beziehungen unterhielt, noch anderweitigen Unterricht gesucht habe, da Ludwig Roock in einem Brief vom Jahre 1855 seinen „alten Jugendfreund“ Overbeck an die Stunden erinnert, die sie einst miteinander „in der sogenannten Akademie(!) unter Petersens Leitung“ verbrachten. Derselbe Roock, in den fünfziger Jahren Bürgermeister von Lübeck, fügt bei: er wie Sieveking, Behrens und die andern Genossen hätten damals — bei Overbecks sorgsamem Nachbildungen der Madonna della Sedia und ähnlicher Kupferstiche — nicht geahnt, daß „aus dem bescheidenen Propyläen ein Künstler erster Größe hervorgehen werde“¹. Ebenso schrieb Volrat Minten aus Gothenburg als gereifter Mann an seinen vormaligen Studiengefährten: „Den Kopf nach Rafael, den Du mir bei Deiner Abreise von Lübeck gabst, bewahre ich wie ein Heiligthum.“

Von dem Augenblick an, wo die Zustimmung der Familie feststand, daß Fritz Künstler werden sollte, unterließ sein Vater nichts, was die Liebe und Hingebung des Sohnes an den erwählten Beruf fördern, sein Fortschreiten auf dem Wege nach dem idealen Ziele beflügeln konnte. Denn hoch hing der Kranz, nach dem derselbe ringen sollte! Vor nichts wünschte er den Sohn mehr zu bewahren, als „vor der flachen Mittelmäßigkeit,

¹ Brief L. Roocks, Lübeck, den 11. März 1855 — In demselben Brief bemerkt er noch: „So weit auch unsere Bahnen von einander sich entfernten, so bin ich doch der Kunst nicht entfremdet worden, und jetzt fehlt es, in meiner bürgermeisterlichen Stellung, nicht an Gelegenheit, zunächst in unserm kleinen Gemeinwesen erhaltend und künstlerisch verschönernd und veredelnd wirksam sein zu können. Drum magst Du auch, lieber Overbeck, dem Jugendgenossen ein — Deiner Sphäre nicht fremdes — Andenken widmen!“

des Künstlers Todsünde". Dreierlei forderte er von einem rechten und ganzen Künstler: „erstlich vollkommene technische Fertigkeit, dann classische Geistesbildung, endlich höchste sittliche Vereblung“¹. In poetisch erregten Augenblicken schwebte seinem Geiste nichts Geringeres als das Bild eines Künstlers vor, in welchem Rafael und Winckelmann vereinigt wären! In einer Mischung von Ernst und Scherz hielt er dieses kühne Bild einmal seinem Sohne vor. „Wer das Glück hatte, in früher Jugend zur höheren Bildung eingeweiht zu werden, der wird diese Probe nachher nicht wegwerfen wollen. Nein, gewiß nicht! Winckelmann und Rafael, so in einer Person! Was dünkt dich zu diesem Gedanken? „Ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen werth!“ — Was unerreicht bleibt, ist unverschuldet, wenn treulich darnach gestrebt war. Treulich, sage ich; doch auch mit Maßen. Nie auf Kosten der Gesundheit und eines frohen, reinen, unschuldigen Lebensgenusses.“

Ein anderes Wort des Vaters lautet: „Ist des Künstlers Herz ein Tempel, so werden sich darin nur Heiligenfiguren und Götterbilder aufstellen, und auch in profanen Schilderungen wird dieß Hohe, Himmlische durchschimmern. Dann gelingt was die Kunst auf den höchsten Gipfel hebt: der Pinsel haucht Töne der Vereblung, der Menschenbesserung; wie man denn gebessert von jedem solchen Meisterwerke eines himmlischen Genius weggeht.“

Die erste und wichtigste Frage war nun die Wahl der Akademie, auf welche Fritz geschickt werden sollte. Man suchte nach der besten im Reich, und als solche galt damals Wien. Der Rath der Sachverständigen, welchen der umsichtige Vater einholte, entschied für die Kaiserstadt an der Donau. Hernach, so war des Vaters Meinung, sollte Paris aufgesucht werden, und endlich der Hochsitz der Kunst, Italien, den Beschluß machen².

¹ Erinnerung zc. S. 69.

² „Mein Blick,“ schreibt Senator Overbeck am 2. Jan. 1806, „ist auf Wien gerichtet als Kunstschule für ihn, hernach auf Paris als

Die Schwierigkeiten, womit der Kunstjünger zu kämpfen haben würde, waren diesem oft und eindringlich auseinander-
gesetzt worden. Er blieb beharrlich; er beharrte mit der Un-
erschütterlichkeit, die der angeborne Beruf gibt. „Und so möge
er denn gehen in Gottes Namen, wenn anders die prüfenden
Kenner ihn der Weihe würdig erklären“, schrieb der Vater
am 2. Januar 1806 an Frau Pauli in Altona, als Fritz auf
einige Wochen nach Hamburg ging.

Dahin wurde er nämlich um diese Zeit vom Vater geschickt,
um zwei kunsterfahrenen Männern, die in den Augen des
Senators als die competentesten Richter galten, Proben seines
Könnens vorzulegen und „über seinen Beruf zur Kunst aus
ihrem Munde sein Endurtheil zu empfangen“. Und beider
Urtheil lautete günstig. Es waren dieß: Wilhelm Tischbein,
der Maler und Freund Goethe's, der seit seiner Rückkehr aus
Italien (1799) in Hamburg lebte, woselbst Senator Overbeck
bei Gelegenheit eines zeitweiligen Geschäftsaufenthalts mit ihm
in angenehmen Verkehr gekommen; und der als Reisechrift-
steller seiner Zeit bekannte kunstsinige hamburgische Domherr
Dr. Meyer¹, mit dem der Lübecker Senator bereits über
die Ausbildung seines Sohnes in Briefwechsel getreten war.
Dr. Meyer stand in freundschaftlichen Beziehungen zu dem
Akademie-Director Füger in Wien, und seine Stimme vorzüg-
lich war es gewesen, die für die Wahl dieser Akademie bei
Overbeck den Ausschlag gab, gleichwie er jetzt auch sich an
Kunstakademie; Italien wird endlich seine Heimath werden müssen.“

Brief an Frau Pauli in Altona, mitgetheilt von G. Poel in der
Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthums-
kunde. 1881. Bd. 4. Heft 2. S. 42.

¹ Friedr. Joh. Lorenz Meyer, Präses des ehemaligen Domkapitels
zu Hamburg, Freund Klopstocks, geb. zu Hamburg 1760, gest. 1844.
Als Schriftsteller erwarb er sich unter seinen Zeitgenossen einen ge-
achteten Namen im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunst-
geschichte. Auch Goethe nennt ihn unter den Kunstchriftstellern, welche
auf ihre Zeit gewirkt.

gelegen sein ließ, den angehenden Kunstjünger dem Director Züger zur persönlichen Ueberwachung zu empfehlen¹.

In Hamburg suchte Fritz, auf Anregung seines Lehrers Perour, noch den Maler Otto Runge auf und lernte in ihm einen seelenverwandten Kunstgenossen kennen, dessen gemüthvolle Persönlichkeit ihn ansprach und dessen tiefsinnige, phantasiereiche Entwürfe — die ersten Versuche, die romantischen Kunstansichten zu verwirklichen — einen freundlichen und nachhaltigen Eindruck in ihm hinterließen².

Bei der innigen Anhänglichkeit Fritzens an seine Familie und die Freunde war der Gedanke an eine Trennung von ihnen seinem Geiste niemals näher getreten, bis die Pflicht einer ernstern Berufswahl ihre Forderungen geltend machte. Als daher der Abschied kam, fühlte er wohl, daß ihm das Heimweh in die Ferne folgte. Zum Glück konnte er nicht ahnen, daß es ein Abschied für's Leben war. Denn seine Vaterstadt sollte er nicht mehr wiedersehen.

Aus den letzten Tagen seines Lübecker Lebens stammt ein Album von Erinnerungsblättern, welche die Freunde und Verwandten ihm zum Abschied, in Vers und Prosa, eingeschrieben: es war noch — ein halb Jahrhundert vor dem Aufkommen der Photographie — die harmlose Zeit der Stammbücher. Das Album, in goldenen Lettern „Denkmal edler Freunde“ betitelt, enthält kleine Sprüche, biblische Stellen und moralische Sentenzen, wie diese:

„Wie groß ist der Mensch, wenn er gut,
Wie reich, wenn er zufrieden ist!“

Verschiedentliche Proben von Calligraphie; einige so zierlich als ob sie gestochen wären, andere unbeholfen und zitterig wie

¹ Darstellungen aus Norddeutschland. Von Domherr Meyer. Hamburg 1816. S. 377.

² Vgl. Hinterlassene Schriften von Ph. Otto Runge. Hamburg 1841. II. 422. 500.

von Kindeshand, alle aber Güte, Liebe und Rechtschaffenheit athmend.

Fritz hinterließ beim Scheiden von Haus seiner Familie als eine Art Vermächtniß einen geliebten Freund: Gottlieb Grunow, in späteren Jahren Hofconditor in Berlin, seitdem auch längst zur Ruhe eingegangen. Es war ein schüchterner Jüngling, unter kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsen, der bei seinem gebieterisch strengen Oheim und Vormund, einem Zuckerbäcker, in Lübeck lebte und auf irgendwelche Weise mit den besser begünstigten Brüdern Hans und Fritz Overbeck in Bekanntschaft gekommen war. Die edelmüthige Sympathie, welche ihm diese entgegenbrachten, besonnnte sein Leben. Es war den beiden ein besonderes Vergnügen, ihn in seiner düstern Backstube aufzusuchen und ihm die trüben Stunden zu erhellen. Sie zogen ihn dann auch in ihr Elternhaus, und es entstand zwischen ihnen eine dauernde Freundschaft, welche wie ein goldener Faden das dunkle Geflecht dieses jungen Zuckerbäckerlebens durchschimmerte.

Frau Overbeck und ihre Töchter behandelten Grunow als Fritzens Stellvertreter bei den nachfolgenden Geburtstags- und andern häuslichen Festen. Sie luden ihn auf ihr Landhaus ein, wo er an Sommerabenden im Garten arbeitete und zum Abendtisch behalten ward. Es dauerte nicht lange, so hatte Fritz die Genugthuung, aus den Briefen der Seinigen zu vernehmen, daß der ehemals so schüchterne, linkische Junge selbständig und männlich geworden sei. Derselbe fing an, muthiger in die Zukunft zu blicken. Der Gegenstand seiner Sehnsucht blieb natürlich Fritz. Grunow schüttete seinem Liebling auch in Briefen — des schweren Porto's ungeachtet — sein Herz aus. Es war ihm „unmöglich, all die Freundlichkeit zu schildern, die er von den guten Eltern Overbecks, von seinen Schwestern und von Hans erfuhr“. — In der That war es sein „einziger Schmerz“, als er selber nach Jahresfrist Lübeck verließ, von dieser trefflichen Familie sich trennen zu müssen.

2. Erster Eintritt in die Welt.

(1806—1808.)

Reise von Lübeck nach Wien. Director Fäger und sein Brief.
 Psorrs Freundschaft. Besuch von Bruder Christian. Die Er-
 stürmung Lübecks. Die akademische Manier. Eberhard Wächter.
 Senator Overbeck in Paris. Fritz Overbecks erste Briefe.
 Passavant. Alinkowström.

Fritz Overbeck verließ Lübeck am 14. März 1806. Er stand jetzt im 17. Lebensjahre, in seiner äußern Erscheinung fast noch ein Knabe. Sein Reisepaß, am Tage vor seiner Abreise (in deutscher und französischer Sprache) ausgemacht, bezeichnet ihn „von mittlerer Größe, mit dunkelblonden Haaren“. Er war noch im Wachsen und hatte die hohe Statur, die ihn als Mann auszeichnete, noch nicht erreicht. Die Eltern gaben ihre wärmsten Segenswünsche einem Sohne mit, der ihnen nie den geringsten Kummer bereitet hatte. Sein Vater freilich war nicht ohne Besorgniß über die Gefahren, welche einem Jüngling in der weiten Welt bevorstehen; aber Fritz beschwichtigte sie mit dem Gelöbniß, „ein ganzer Overbeck“ werden zu wollen¹ — ein Versprechen, das er treulich gehalten hat bis zum Tod. Der Sohn, der einer Familie von Predigern entsprossen, wurde ein Evangelist in seiner Kunst.

Bis Regensburg war der junge Reisende der Obhut des Senators Hach anvertraut, der als Lübeckischer Delegirter beim deutschen Reichstag nach der Donaustadt sich begab. Der Senator reiste in einer Postkutsche mit seinem Bedienten, und als

¹ In einem Briefe der Schwester Lotte an Fritz, vom 3. August 1851, findet sich die Stelle: „Die Briefe aus Deinen Jünglingsjahren an unsern Vater haben wir alle sorgfältig geordnet, und Du, mein Lieber, hast treulich gehalten, was Du unserem Vater, der zaghaft in der Wahl Deines Berufes war, damals gelobtest, Du wollest ein ganzer Overbeck werden.“

ein gesellig mittheilsamer Mann war er froh um einen Reisegefährten. Hans, der die Reisenden bis Friedeburg begleitete, konnte bei dem Gasthaus, wo sie schieden, nur schwer der letzten zärtlichen Umarmung des Bruders sich entwinden, aber dessen wiederholte, innig geflüsterte Versicherung, gut und seiner Liebe würdig zu bleiben, begleitete ihn tröstend auf dem Rückweg¹.

Der Tod ward dem Künstler an seinem Lebensabend leichter, als diese erste Trennung von allen, die er liebte. Als er die erheiternde Gegenwart seines Bruders nicht mehr um sich fühlte, da übermannte ihn der Schmerz mit ganzer Gewalt. Die Trennung von seinen geliebten Eltern, seinen herzensguten jungen Schwestern, seinen munteren kleinen Nichten und Neffen kam ihm jetzt, mit dem Verlust des treuen Genossen, in erhöhtem Grade zum Bewußtsein. Nur allmählich, wenn auch mit schwerem Herzen, errang er soviel Fassung, um seine persönlichen Gefühle der Rücksicht für seinen Beschützer unterzuordnen. Senator Hach, ein Mann von vierzig Jahren, war ein biederer Charakter, offenherzig und von Natur heiter. Der frische Abschied von Weib und Kindern war ihm ebenfalls nahe gegangen, und so mochte er ohne Zwang mit seinem jungen Schützling sympathisiren, der aus einem bloßen Bekannten ihm bald ein zutraulicher Gefährte wurde. Des Jünglings treues, helles Auge, sein anspruchsloses Benehmen, sein argloses Gemüth floßten ihm Zuneigung ein, so daß er mit ihm plauderte und umging, als wäre er seinesgleichen. Senator Hach vergaß auch diese gemeinsame Reise niemals, und bei einem nur wenig späteren Ausflug, den er an den Bodensee allein unternahm, fehlte ihm, wie er sich ausdrückt, nichts als ein theilnehmender Freund, der neben ihm aufjauchzte, dem er sagen konnte, wie glücklich er war². Noch als Achtziger kam er oftmals auf das genüßreiche Vergnügen zu sprechen, das er in

¹ Brief von Hans Overbeck, Lübeck, 6. December 1806.

² Brief an Fr. Overbeck, Regensburg, 6. Juli 1806.

Gesellschaft des jungen Overbeck erfahren. Er hörte auch nicht auf, der fernern Laufbahn des Künstlers mit aufrichtigem Antheil zu folgen.

Durch den Austausch gleichartiger Empfindungen hatte sich ihre Stimmung bereits gehoben, als sie Rakeburg erreichten. In dieser ehemaligen Bischofsstadt machten sie Halt, um den Hofrath Nauwerk, einen Freund der Overbecks, zu besuchen. Es war ein eifriger Kunstliebhaber. Später lebte er in Neustrelitz, von wo es ihm, schon bei vorgerückten Jahren, noch vergönnt war, seinen Wunsch, Italien und dessen Kunstschätze zu sehen, zu erfüllen (1842) und so mit Overbeck die Erinnerungen an die bei diesem ersten Besuch mit einander verlebten Stunden auf classischem Boden wieder aufzufrischen.

Unmäßige Zollabgaben und Belästigungen bei den endlos wiederkehrenden Mauthstationen, böse Wege, umgestürzte Wagen und ähnliche Fährlichkeiten: das gehörte zu den Merkmalen des Reisens in jenen Tagen. Durch die schrecklich ausgefahrenen Geleise der Landstraßen, welche den Wagen beständig der Gefahr aussetzten, im Kothe stecken zu bleiben, ließ sich Senator Nach nicht abhalten, bis in die Nacht hinein zu reisen. Es dunkelte, als sie das Lüneburger Gebiet erreichten, und der Wagen hatte sich noch nicht lange durch den Sand gewälzt, als er (bei Brietling) umstürzte. Der kleine Unfall blieb ohne schädliche Folgen, aber da er in den ersten Reisetagen sich ereignete, so wirkte er auf Frits wie ein schlimmes Omen niederdrückend. Der nächste Tag war indessen heiter, und wie die Fahrt immer weiter südwärts ging, so ließen sie auch mit jedem Tage fühlbarer den Winter hinter sich. Bereits Freunde geworden, ergözten sie sich am Wechsel der Landschaft und unterhielten sich über Poesie und bildende Kunst.

In Hannover, wo sie einen Tag Rast hielten (18. März), überreichte Frits der Frau Hofrätthin Kestner, der Mutter des seinem Künstlerherzen so nahe gekommenen August Kestner, den nachfolgenden Empfehlungsbrief von W. Meder aus Lübeck:

„Lübeck, den 13. März 1806.

Fritz Overbeck reist morgen von hier ab, um seine Laufbahn als Künstler anzutreten, und will diese Gelegenheit zu Ihnen, theure Freundin, zu reden, nicht ganz unbenutzt vorbeilassen. Unserem Fritz wird es gewiß ein süßer Trost sein, in Ihnen und Ihren lieben Kindern in der kalten Fremde wieder liebe befreundete Wesen anzutreffen, deren er wohl seit Rakeburg keine fand. Er hat sich aus dem Schooße seiner liebenden Familie gerissen, um nach Wien, und mit der Zeit nach Italien zu gehen, wohin die Kunst so mächtig ihn zieht, die Geliebte, um deren willen er Eltern und Vaterstadt verläßt. Die Laufbahn eines Künstlers ist eine schlüpfrige Laufbahn, sein reiner, einfacher Sinn wird ihn indeß glücklich auf derselben führen, so hoffen alle, die ihn kennen W. Meber.“

Die verständige, mütterlich wohlwollende Hofrätthin, ihre Töchter und vor allen ihr Sohn August begrüßten den jungen Reisenden mit herzlichem Willkomm; ihre „freundlichen Gesichter“ erheiterten ihm die Weiterfahrt. — In Göttingen hatte Hans die Dienste zweier junger Bekannten, Steche und Bieder, vorsorglich für seinen Bruder aufgeboten. Sie bereiteten ihm einige „vergnügte Stunden“, indem sie ihm als Ciceroni in der Universitätsstadt dienten, welche der Schauplatz der Studien und frühen Ehren seines Vaters gewesen. — Von Göttingen ging es nach Kassel, und die Neuheit der landschaftlichen Scenerie erfüllte das für die Schönheiten der Natur empfängliche Herz des jungen Malers mit erhebenden Eindrücken. Nicht minder beglückte ihn ein flüchtiger Besuch der Kasseler Bildergallerie, und sein Entzücken über „den göttlichen Rafael und Leonardo da Vinci“ wurde nur durch die ernüchternde Frage seines Begleiters, „was denn eigentlich Schönes daran wäre“, etwas verflümmert.

Frankfurt scheint keinen Eindruck hinterlassen zu haben. Dagegen übten die beiden nächsten Reifestationen, Würzburg und Nürnberg, einen ungemeinen Zauber auf ihn aus.

Auch in Regensburg fühlte sich Fritz von heimischer Atmosphäre umweht; der alterthümliche Charakter der schönen und damals noch sehr wichtigen Stadt erinnerte ihn an Lübeck. Am Sitz des Reichstags wimmelte es von Gesandten, Delegirten und deren Familien, die freilich nur allzubald, kurze fünf Monate später, für immer auseinanderstieben sollten. Am 6. August wurde das heilige römische Reich deutscher Nation durch die Gewaltherrschaft Napoleons zertrümmert und der österreichische Monarch in die Nothwendigkeit versetzt, die römisch-deutsche Kaiserkrone niederzulegen. Schon jetzt führte der Reichstag nur ein Scheinleben, denn seine Actionsfreiheit war durch die Dictatur des mächtigen Urpators gelähmt. In Regensburg regierte der Kurfürst von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, ein lebhafter, vielseitig begabter Geist, dem es aber, bei gutem Willen, an Einsicht und Festigkeit gebrach. Er war ein bewundernder Anhänger Napoleons, in dem er ein erhabenes Werkzeug des Himmels sah, Gott für die Siege preisend, welche derselbe über seine eigenen Landsleute, die Deutschen, errungen. Trotz seiner politischen Vielgeschäftigkeit war der Erzkanzler ein unermüdlicher Schriftsteller und Schöngest, der mit den verschiedenartigsten Studien sich abgab und als ein ächtes Kind seiner Zeit für alle Ideale der Aufklärungszeit schwärmte. Seinem sittlichen Charakter haftete keine Makel an, und seine Zeitgenossen ehrten in ihm einen thätigen Gönner von Kunst und Wissenschaft. Mit dem diplomatischen Corps und den Mitgliedern des Reichstages unterhielt er einen sehr freundlichen Verkehr; und Senator Hach wurde bald nach seiner Ankunft zur Tafel geladen.

So fand sich Fritz Overbeck, der bei Senator Hach in einem Hotel wohnte und unter der Obhut dieses gütigen Protectors von seiner Reise einige Wochen ausruhte, zu Regensburg inmitten eines angenehmen, hochgebildeten Kreises, zu welchem seine Empfehlungsbriefe und der Name seines Vaters ihm Zutritt verschafften. Landesdirectorialrath Böser aus Lübeck,

der ständige Agent der Hansestadt und ihr Stimmführer im Reichstag, sowie dessen Gattin und Kinder, wurden seine warmen Freunde und Bewunderer. Frau Hofrätthin Restner hatte ihn mit einem Empfehlungsschreiben bei Herrn von Neben, dem hannoverschen Gesandten, eingeführt, in dessen Familie er ebenfalls eine freundliche Aufnahme fand. Aus dem Inhalt vor-
handener Briefe ist nicht ohne Interesse wahrzunehmen, wie sehr der anspruchslöse und schüchterne Jüngling überall herzlich wohlwollender Achtung begegnete. Seine Mutter mahnt ihn darum, sich durch Titel oder Glanz nicht abschrecken zu lassen; wenn er sich früh gewöhne, mit hochgestellten Personen umzugehen, so werde es ihm nachher sein als wenn er mit Seinesgleichen spräche. Nur müsse er sich vorher nach den jedem gebührenden Titeln erkundigen, im Uebrigen höflich und bescheiden sein, so werde es ihm an freundlichem Entgegenkommen nicht fehlen. Dem mütterlichen Rathe und der eigenen guten Lebensart folgend, steuerte er denn auch ohne Fährlichkeit durch die ebenso unumgänglichen wie leeren Förmlichkeiten der officiellen Kreise der Stadt. Mit Senator Hach besuchte er die „Harmonie“, den von Dalberg geschaffenen Vereinigungspunkt der guten Gesellschaft, und kam dort mit Gesandten und hohen Würdenträgern in Berührung. Auch dem Erzkanzler scheint er vorgestellt worden zu sein¹. Er sah sich wacker um, und obgleich von Natur etwas zerstreut, vergaß er zuletzt auch nicht die eingeschärfte Vorschrift der Mutter, dem Diener des Senators Hach bei seiner Abreise „ein *douceur* zu geben“.

Der biedere Senator schrieb seinem Schülking, den er wahrhaft liebgewonnen, beim Abschied in's Stammbuch:

„Unser Leben gleicht der Reise! — Möge Ihre Lebensreise sein, wie unsere Reise von Lübeck nach Regensburg! Immer dem Frühling entgegen mit heiterer Laune, im Genuß der Natur und der

¹ Wenigstens fragt seine Mutter im Brief vom 16. April 1806: „Hast Du dem Erzkanzler nicht Deine Zeichnungen gezeigt? und wie hat er sie beurtheilt?“

Dichtung! Möge jeder Unfall sich enden, wie der unsere zu Brietling! Möge jeder Gefährte Sie lieben, wie Sie liebt Ihr treuer Freund Hach. — Regensburg, 13. April 1806.“

Am folgenden Morgen, einem Montag, kam es zum Abschied.

Von Regensburg aus pflegten wohlhabende Reisende, welche die Wasserschiffahrt auf der Donau nach Wien der Landreise vorzogen, in kleiner oder größerer Gesellschaft, ein eigenes Schiff zu miethen; ähnlich etwa, wie man heute eine Dahabieh zu Kairo für eine Nilfahrt miethet. Denn eine solche Reise galt damals noch für ein Unternehmen. Fritz konnte sich den Luxus einer Schiffsahrt im großen Stil nicht gönnen; alle Bemühungen der Herren Bössner und Hach, dem jungen Landsmann eine Gesellschaft zu ermitteln, der er sich hätte anschließen können, waren erfolglos. Es blieb daher nichts übrig, als das „Ordinarischiff“ zu besteigen. Mit der Leichterherzigkeit der Jugend fügte er sich in die Nothwendigkeit, und schon am zweiten Reisetag befand er sich auf bestem Fuß mit seinen schlichten und ärmlich, zum Theil bedenklich aussehenden Fahrtgenossen. Er gewann Zutrauen und theilte mit ihnen seine kleinen Vorräthe; denn sein geselliges Wesen konnte sich ebenso leicht dem Armen wie dem Reichen anbequemen.

Die Reise von Regensburg nach Wien, die man heute in siebenzehn Stunden zurücklegt, dauerte acht Tage. Es war, wie er bei aller Genügsamkeit gestehen mußte, eine mühselige Fahrt. Das Schiff folgte gemächlich den endlosen Windungen des angeschwellten Stromes. Dazu ein frostiges Frühlingswetter, abwechselnd von durchdringend scharfen Winden und Regenströmen begleitet. Nichtsdestoweniger sah er an den Ufern vieles, was ihn anzog und entzückte; es ging an Schlössern und Klöstern vorbei, und an manchem alten Städtchen wurde Halt gemacht.

Wien war endlich erreicht (21. April). Er betrat die große, geräuschvolle Kaiserstadt mit einem freudigen, liebevollen Vertrauen zu den Menschen und mit tiefem Dankgefühl gegen

den gütigen Lenker der Geschicke, der ihn, den unerfahrenen Jüngling, wohlbehalten an das Ziel seiner Reise geführt.

Von Lübeck aus hatte Herr Blessing im Interesse seines jungen Schwagers vorsorglich den freundschaftlichen Beistand eines Wiener Geschäftsmannes, des Bankiers Daniel Coith, angerufen und in Thätigkeit gesetzt. Dieser versprach nicht nur die Geldangelegenheiten des künftigen Akademikers in die Hand zu nehmen, sondern war schon vor dessen Ankunft bemüht, ein passendes Quartier für ihn ausfindig zu machen. Durch seine Vermittlung erhielt der Ankömmling im Hause eines protestantischen Geistlichen, Namens Glaz, sein Unterkommen. Herr Glaz war zweiter Prediger der lutherischen Gemeinde und wohnte in der Dorotheen-Gasse, einem guten, von der Akademie nicht weit entlegenen Stadtviertel.

So befand sich nun Fritz Overbeck in der heiteren Hauptstadt des deutschen Reiches. Er kam aus einer Stadt streng arbeitender, eingezogen lebender Geschäftsleute, die auf ihre nüchterne Einfachheit und Geradheit stolz waren. In seiner ganzen Art, von Temperament und Erziehung, Norddeutscher, sah er sich plötzlich in den Wirbel einer glänzenden Weltstadt, unter eine lebenslustige, joviale Volksmenge hineingeworfen. Hier gab sich Niemand so ausschließlich dem Geschäfte hin, man ergözte sich in jeder Art von Vergnügen, Theatern, Bällen, Concerten, Feuerwerken, militärischen Paraden und kirchlichen Festlichkeiten. Der Frühling Süddeutschlands begann seinen Zauber zu entfalten, und die heiteren, sorglosen Wiener strömten nach allen Richtungen hinaus in die schönen Umgebungen ihrer Stadt, deren landschaftliche Reize so sehr dazu geschaffen waren, zum Genuße in's Freie zu locken. Wäre er nur Vergnügens halber in die Kaiserstadt gekommen, so hätte er in Mitte einer so freundlichen und gutmüthigen Bevölkerung schnell heimisch werden können. Aber die elterlichen Mahnungen, die sich in Briefen fortsetzten, ihre Warnungen vor den „Lockungen der Welt“, vor den „Anfechtungen des Bösen“ klangen in der

Seele des unverdorbenen Sohnes fort. Und Angesichts der Leiden und Sorgen, welche auf anderen Theilen Europa's und neuerdings auch auf Oesterreich mit schwerem Drucke lasteten, dünkten ihm Lustbarkeiten nicht am Platz. Alles muthete ihn fremd an, und sein Gemüth, das allzeit mehr Macht über ihn hatte als der Körper, fühlte sich im ersten Moment betäubt und verwirrt. Das Heimweh erfaßte den Ankömmling mit überwältigender Macht.

Als er die Thüre des kleinen Schlafzimmers, welches er zu seinem großen Unbehagen mit dem Sohne des Predigers theilen mußte, hinter sich schloß, flehte er Gott inbrünstig auf den Knien an, er möge ihn in diesem Strudel von Leichtsinn und Ueppigkeit behüten. Es war ein so unmittelbarer Erguß, so dem Innersten der Seele entstrungen, dieses Gebet, daß es ihm niemals aus der Erinnerung schwand. Wenn er später, in stillen Stunden seiner letzten Jahre, wie er es liebte, nachsinnend der Güte Gottes gedachte, die ihn niemals verlassen oder vergessen habe, so schienen bei dem Gedanken an jenen „Aufschrei der Seele zu Gott“ und die wirksame Erhörung desselben seine Züge wie von einem Widerschein des Himmels verklärt.

Die kaiserliche Akademie der schönen Künste in Wien genoß damals einen großen Ruf und war die blühendste Kunstschule ihrer Zeit. Sie stand unter der Leitung des Directors Friedrich Heinrich Füger, des weit angesehenen Historienmalers, der, in Mengs'scher Richtung wandelnd, in antiken Stoffen akademisch sich erging, der Guido Reni pries und unter seinen Zeitgenossen am meisten mit David, dem großen Pariser Meister, Verwandtschaft fühlte.

Fritz war dem Director Füger, wie bereits erwähnt, durch Dr. Meyer von Hamburg, den hanseatischen Kunstfreund, zum voraus empfohlen worden. Noch während er sich auf der Reise befand, waren seine Eltern durch die Nachricht erfreut worden,

daß Fäger der Ankunft des jungen Lübeckers mit allem Wohlwollen entgegenstehe. Hiervon verständigt, machte Fritz unverweilt dem Director seine Aufwartung. Er hatte einige unvollendete Porträts mit nach Wien gebracht, unter anderen die Bildnisse seiner Eltern und seines Bruders Hans, welche er ihm vorzeigte. Director Fäger fand dieselben schwach, in der Behandlung ungenügend, so daß er dem angehenden Künstler erklärte, er müsse wieder bei den ersten Elementen anfangen.

Der Ausspruch lautete wohl etwas verblüffend. Wenn indeß Fritz auch die Anfangsgründe bewältigt zu haben glaubte, so nahm er doch in ruhiger Resignation den ihm angewiesenen Platz in der untersten Klasse ein und begann sofort, von dem verständigen Zuspruch des Vaters ermuthigt, mit allem guten Willen zu arbeiten. Seine Eltern, welche volles Vertrauen in die Weisheit aller von der Akademie getroffenen Maßnahmen setzten, empfanden nur Stolz und Befriedigung, als ein zweites Mal, etwa einen Monat später, Director Fäger ihres Sohnes in einem Briefe an Dr. Meyer mit Worten erwähnte, die persönliches Interesse verriethen:

„... Es steht ihm frei,“ — schrieb er — „mich in meinem Atelier so oft zu besuchen, als er will, und mir seine Arbeiten insbesondere zu zeigen, wenn er meine Meinung darüber zu wissen verlangt. Aus seinen mitgebrachten Versuchen sah ich indessen, daß er bisher noch keine Gelegenheit hatte, nach eigentlichen malerischen oder akademischen Zeichnungen zu studiren. Diese finden sich bei uns in großer Menge, und darnach muß er erst seine Hand üben und den Mechanismus mehrerer Zeichnungsarten sich eigen machen, ehe er zur Malerei und den höheren Theilen derselben übergehen kann. Diese Vorübungen können wohl einige Jahre dauern und werden seiner Neigung zur Kunst diejenige bestimmte Richtung geben, aus welcher man den Grad der Fähigkeit eines Zöglings derselben erkennt. — Ich habe ihm daher vor der Hand in der Schule der Anfangsgründe der historischen Zeichnung einen Platz verschafft, worin

nach den besten akademischen Handzeichnungen den ganzen Tag gearbeitet wird. Früh von 6—8 Uhr zeichnet er in unseren Antiken-Sälen nach der Natur, das Skelet, und nachher die große anatomische Statue unseres Professors der Bildhauerei und artistischen Anatomie: Martin Fischer¹; womit alle unsere Schüler anfangen, um die Bestandtheile der menschlichen Figur von innen heraus gründlich kennen zu lernen; und wodurch sie verständige Zeichner werden, wenn sie Talent haben, und sich nicht von den dunkeln Träumen der bloßen nicht unterrichteten Empfindung verleiten lassen, diese an sich leichten wissenschaftlichen Kenntnisse mit Verachtung anzusehen, die doch zur Ausübung der Künste so nothwendig sind. — Ein anhaltender Fleiß und das Beispiel so vieler anderer Schüler wird ihm eine Stufe um die andere ersteigen helfen. Ich werde von einer Zeit zur andern alle seine Arbeiten beurtheilen, und ihm gerne die Hand dabei reichen, wenn er meinen Rath dabei befolgen will. Ich muß Ihnen aber soviel sagen: daß in den öffentlichen Lehrstunden die Correctur in unseren akademischen Schulen das eigentliche Geschäft der Professoren ist. Die Anwendung der in diesen Lehrstunden erlangten Fertigkeiten in der Zeichnung auf die Ausübung der Malerei ist die Function des Directors dieser Schule. Da kommen die Schüler näher unter meine Augen, wenn sie die ersten Studien schon gemacht haben. — Der Prediger und Superintendent der hiesigen reformirten Gemeinde, H. v. Hilchenbach, mein alter Freund, versichert mich, daß D. bei sehr braven Leuten in der Kost und im Quartier sei; und gute Gesellschaft ist wohl das beste Mittel, um einen jungen Menschen vor der schlechten zu bewahren. — Die Kunstgesellschaft bei dem Grafen Fries wird schon seit einigen Jahren nicht mehr gehalten. Aber seine Sammlung werde ich D. Gelegenheit geben zu sehen, sowie einige andere, wenn er erst die nothwendigste Übung im

¹ Johann Martin Fischer, geb. zu Füssen 1741, gest. zu Wien 1820.

Zeichnen gemacht hat.“ (Diese Briefstellen theilte Vater Overbeck seinem Sohne in seinem Briefe vom 4. Juni 1806 mit.)

Unter so gearteter Leitung führte Fritz nun das geregelte Leben eines Akademie-Schülers, der seinen ganzen Eifer daran setzte, Correctheit im Zeichnen zu erringen und zugleich die neuen Principien, die er täglich vortragen hörte, in sich zu verarbeiten — getreu dem aufmunternden Worte des Vaters, der ihm zurief, nicht voreilig Höheres erstreben zu wollen, bevor er des Niederen vollkommen Meister sei: „Ausdauer bei den Anfangsgründen, und Eindringen in die Fundamentalgesetze, das gibt in der Folge den Vollen deten“ (4. Juni 1806). Ein Fremdling mitten in einem Schwarm lärmender, sorglos froher Studirenden, ergriff der noch von Heimweh geplagte Jüngling freudig die Hand eines andern ruhig strebsamen Kunstgenossen Namens Pforr, für den er durch einen beiderseitigen Freund, den Maler Perour, bereits im voraus günstig gestimmt und eingenommen war.

Der Maler und seine Frau bewahrten von ihrem frühern Aufenthalt in Frankfurt her einem jungen Kunstbessenen dieser Stadt, den sie liebevoll Fränzchen nannten und dem Lübecker Schüler als den besten Jungen von der Welt schilderten, eine warme und treue Theilnahme. Von dem Augenblicke an, als sie die Kunde erhielten, daß derselbe im Herbst 1805 zur weitem Ausbildung an die Akademie nach Wien gegangen sei, hatten sie den Plan, daß Fritz an dieselbe Anstalt geschickt werden sollte, eifrig befürwortet. Sie sahen im Geiste, wie ihre beiden Lieblinge Freunde werden müßten, und malten sich das Glück dieses Zusammentreffens mit den schönsten Farben aus. Groß war daher ihre Freude, als sie ihre prophetische Ahnung bald durch Briefe bestätigt sahen¹, und wenn diese Freude durch

¹ Schon am 4. Juni 1806 schreibt der Vater Overbeck: „Zu Pforrs Bekanntschaft wünsche ich Dir Glück: das ist ja das Fränzchen! Perour grüßen herzlich.“

etwas beeinträchtigt wurde, so war es nur, weil die beiden noch im Wachsen begriffenen Jünglinge sich allzu ausschließlich ihrem glühenden Kunstfeifer hingaben.

Franz Pforr, ein Jahr älter als Overbeck, geboren am 5. April 1788 zu Frankfurt am Main, war ein ächtes Künstlerblut. Der jüngere Sohn des ausgezeichneten Pferdemaalers Johann Georg Pforr (1745—1798), stammte er mütterlicherseits von der zahlreichen Künstlerfamilie der Tischbein. Am berühmtesten unter den letzteren ist Wilhelm Tischbein, derselbe, dessen Stimme in Hamburg über den Künstlerberuf Fritz Overbecks ein entscheidendes Wort gesprochen. Den ersten Unterricht im Zeichnen hatte Franz Pforr, der schon als Knabe „Geist, künstlerische Originalität und keine gemeinen Anlagen zum Dichter“¹ verrieth, von seinem Vater empfangen, den er aber im Alter von zehn Jahren schon verlor. Einige ansprechenden Züge aus seinem frühesten Jugendleben finden sich in dem von Adolf Cornill bearbeiteten Lebensbild des Malers und Kunstschriftstellers Johann David Passavant², der, ein Frankfurter Bürgerkind, mit den beiden Söhnen des Thiermalers Pforr in guter Kameradschaft lebte. Cornill berichtet, wie die Mutter Passavant ihren Kindern „die einfache Stube des elterlichen Hauses durch kleine gesellige Freuden zu beleben“ wußte, an denen besonders die liebenswürdigen Knaben Pforr Theil nahmen.

„Frau Passavant sah sie gern als brave muntere Kameraden ihres Jean, und duldete es liebevoll, daß die Knaben nach der poetischen Regung der Jugendlust im Hause schalteten . . . Allein diese heitere Zeit sollte durch den Tod des Malers Pforr ein rasches Ende nehmen. Zwar kamen die Knaben anfänglich

¹ Kunst und Künstler in Frankfurt am Main von Dr. Ph. Friedrich Gwinner. Frankfurt 1862. S. 342.

² Neujaars-Blatt, den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main dargebracht im Januar 1864. S. 39 ff.

um so häufiger in das Passavant'sche Haus; allein ihre Mutter zog bald mit ihnen nach Hanau, um billiger zu leben, während Herr Passavant und Herr Sarasin als treue Vormünder ihr kleines Vermögen verwalteten. Doch nicht lange, so sahen sich die Knaben durch den Tod der Mutter ganz verwaist. Franz wurde von seinem Bruder¹ getrennt, er kam zu seinem Onkel, dem Gallerie-Inspector Tischbein, nach Kassel², um sich zum Maler auszubilden. . . . Mit wachsendem Interesse, mit sehnlichem Verlangen empfang Jean die seltenen kleinen Briefe seines lieben Franz, worin dieser ihm seine kleinen Streifereien und Abenteuer, seine Fortschritte im Zeichnen meldete. Auch schickte derselbe als Proben seiner Fähigkeit Copien in Kreide, ja sogar schon selbstradirte Blättchen ein. Die Freunde tauschten Kupferstiche aus, und Jean wandte seine ersten Ersparnisse an, um den jungen Künstlerfreund von Kopf bis zu Fuß in schwarzen Manchester zu kleiden, ein anonymes Weihnachtsgeschenk, welches die größte Freude erregte. . . . Franz Pforr wurde im Sommer 1805 im Hause des Herrn Sarasin freundlich aufgenommen, nachdem sein Onkel Tischbein in Kassel plötzlich gestorben war. Anfangs blieben die jungen Freunde zwar in sich zurückgezogen. Aber die lebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher der 17jährige Franz seine vielversprechenden Studien vorzeigte, die Freundlichkeit, mit welcher er Jean oft Abends vom Comptoir abholte und bei gemeinsamen Streifereien in die ideale Welt seiner Künstlerphantasien erhob, in der die schönen Werke der Kasseler Gallerie Leben gewonnen hatten: das alles öffnete Jean bald die innerste Tiefe seiner Seele, worin er mit der ihm eigenthümlichen energischen Treue den Freund fortan für's Leben festhielt. . . . Als das welke Laub abgefallen war, mußte Franz scheiden. Die Welt stand in Waffen: der dritte Coalitions-

¹ Heinrich Pforr kam zu dem berühmten Ebenisten Röntgen in Neuwied in die Lehre, wo er bald darauf starb.

² Johann Heinrich Tischbein, der jüngere, Maler und Kupferstecher (1742—1805).

Krieg war ausgebrochen, die schmachvolle Capitulation von Ulm bereits erfolgt, als Franz nach Wien reiste, wo bald die von den süddeutschen Truppen unterstützten Franzosen einzogen. Statt seine künstlerischen Studien zu beginnen, mußte Franz mit den übrigen Akademikern zum Gewehr greifen, um die Ruhe der Stadt aufrecht zu erhalten."

Damit kommen wir zu dem Zeitpunkte zurück, wo Franz Pforr (1806) mit Fritz Overbeck befreundet wurde, der sich dem gewohnheitsmäßigen Treiben der Kunstschüler von Anfang fernhielt, um nur seine Bibel, seinen Homer¹ und Pforr sich zu Gesellschaftern zu halten. Es waren indeß kaum ein paar Monate verflossen, seitdem sie miteinander ihre Studien betrieben, als Pforr, von Hause aus von zarter Constitution, einen „epileptischen Zufall“ in Gegenwart seines Freundes hatte, der sich übrigens trotz der Bestürzung brav dabei benahm. Sie hatten bereits von einem künftigen Zusammenwohnen mit einander geplant; dieser Gedanke mußte nun aufgegeben werden. Denn Overbecks Vater legte ernstlich Verwahrung ein, als er von dem bedauernswerthen Vorfall hörte, und empfahl dem Sohne „äußerste Behutsamkeit im Umgange“ mit dem armen Freunde, aus Besorgniß vor möglichen Folgen, welche eine Wiederholung des Anfalls auf seine erregbare Phantasie haben könnte. Zu gleicher Zeit zog sich auch Pforr, ohne von dieser Warnung zu wissen und in einer für Fritz unerklärlichen Weise, von diesem zurück. So erlitt der rasch geschlossene Freundschaftsbund einen Stoß, an welchem der Letztere unschuldig war.

Inzwischen traten Umstände ein, welche ganz geeignet waren, Overbecks Enttäuschung zu lindern und seine Gedanken von dem nervös-empfindlichen Genossen abzulenken. Nach einigen Monaten geduldiger Ausdauer hatte er die große Freude, seinen ältesten Bruder Christian bei sich zu sehen, der in Heidelberg

¹ Aus Lübeck schreibt der Vater, 28. Juli 1806: „Daß Du Deinen Homer fortsetzest, ist mir absonderliche Freude. O wie wirst Du darob in späteren Jahren frohlocken!“

zum Doctor beider Rechte promovirt worden war und nun nach einer Tour durch die Schweiz und Tirol zu Anfang October in Wien eintraf. Die beiden Brüder waren glücklich zusammen, auch Herr und Frau Glaz mit ihnen; denn es waren gute theilnehmende Leute, die sich ehrlich freuten, daß ihrem stillen emsigen Hausgenossen eine so aufheiternde Ueberraschung zu Theil geworden. Die frohen Tage des Wiedersehens verflogen freilich schnell¹. Denn Christian wollte vor der Rückkehr nach dem Norden auch noch einen in Oberösterreich wohnenden Oheim besuchen, den jüngern Bruder ihres Vaters, Johann Georg Overbeck, der, als protestantischer Pastor zu Goisern, einem zwischen Ischl und Hallstadt gelegenen Dorfe des prächtigen Salzkammergutes, lebte. Fritz, welcher sich auf den Wunsch des Vaters mit diesem Oheim in Correspondenz gesetzt hatte, wollte den Bruder dahin begleiten, verzichtete aber schließlich auf dieses Vergnügen aus Rücksichten der Oekonomie. Später sandte er seinen Verwandten, als Erwiederung auf ihre dringende Einladung, die von ihm gemalten Bildnisse seiner Eltern nach Goisern.

Onkel Johann Georg, welcher „seit bald 23 Jahren keinen Lübecker, viel weniger einen nahen Blutsverwandten“ gesehen hatte, bereitete seinem Neffen „Christel“ eine festliche Aufnahme, und war während der drei folgenden Jahre immerfort gewärtig, dieselbe Gastfreundschaft auch dem jungen Kunstzögling Fritz erweisen zu können, für welchen er wie seine Gattin und seine

¹ „D ihr geliebten Söhne“, schreibt der Vater aus Lübeck am 25. October 1806, „fühltet Ihr nicht unter Euren Umarmungen die unsichtbare Gegenwart liebender hocheifriger Eltern? Diese Tage, die köstlichen mußt Du uns schildern. Verschweig auch den Schmerz der Trennung nicht. Bedürfen wir nicht Alle der Erinnerung, daß kein Erdengut besteht?

Selig wer mit festem Blicke
Gutes an das Schlimme reiht,
Und dem wechselnden Geschicke
Immer gleiche Stirne beut!“

Kinder ein warmes Interesse bekundeten, nebenbei, wie er nicht verhehlte, die Hoffnung nährend, von ihm „so gemalt zu werden, wie seine Kunst das theure Elternpaar, bewunderungswürdig schön, dargestellt“ habe¹. Von Jahr zu Jahr wurde die Einladung in das Pfarrhaus zu Goisern ebenso geduldig wie herzlich erneuert, aber zu dem erwarteten Besuche scheint es gleichwohl, bei dem ganz im Bann seiner Kunststudien festgehaltenen Akademiker, nicht gekommen zu sein.

Ohne geizig zu sein, hatte Fritz sich gewissenhafte Sparsamkeit gegen sich selbst auferlegt, seit er gehört, welche beschwerlichen Anforderungen der Krieg mit seinen drückenden Folgen an die Finanzen seiner Eltern stellte². Er wünschte ihnen eine möglichst leichte Bürde zu sein. Nicht lange nachdem er seine Vaterstadt verlassen, begann der immer weiter sich ausdehnende Krieg das Territorium des bis dahin friedlichen Lübeck zu erfassen. Im April 1806 wurde die Trave von den Engländern blockirt, während der Stadt Lübeck eine Occupation durch preußische Truppen drohte, welche bereits ihre Dorfschaften im Lauenburgischen besetzt hielten. Das waren unheimliche Wetterzeichen, und eine düstere Wolke hing bereits über der Stadt, als die Schweden bei Mölln mit den Preußen sich geschlagen und der Uebermacht weichend das Lauenburger Land verlassen hatten. Eine Zeitlang blieben diese Vorgänge bloße Vorzeichen — bis zu der verhängnißvollen Schlacht von Jena, in Folge deren der preußische General Blücher mit dem Rest seiner Armee den Rückzug nordwärts über Lübeck antrat. Dieß führte zu der Erstürmung der Stadt durch die Franzosen am 6. November. Ein blutiger Kampf entspann sich außer-

¹ Brief aus Goisern vom 7. Juli 1807.

² Am 15. April 1807 schreibt der Vater selbst: „Die Reise zum Onkel möchte ich für dies Frühjahr wohl noch widerrathen; aus Oekonomie, muß ich offenherzig gestehen. Hier sind wir die Gedrückten und Gezwungenen, und müssen aushalten, rechtschaffen.“ Auch im folgenden Jahre spricht er noch von der *res angusta* im eigenen Haus.

halb und innerhalb der mit allen Schrecken heimgesuchten Stadt; viertausend von Blüchers Soldaten wurden gefangen genommen, der Rest vertrieben; die Franzosen aber gaben Lübeck der Blünderung preis.

Einige Tage später sandte Hans Overbeck seinem Bruder in Wien die folgende Schilderung dieser Schreckenswoche.

Lübeck, den 11. November 1806.

„Ich eile, lieber Bruder, Dich unseretwegen zu beruhigen; denn ohne Zweifel wirst auch Du in den Zeitungen lesen, wie es unserer armen Vaterstadt ergangen ist. Alles was zu unserer Familie gehört, ist gesund und wohl, und grüßen Dich herzlich. Diese Beruhigung voran gesetzt, kann ich jetzt ohne Rückhalt von den Begebenheiten der letzten schrecklichen Woche reden, doch bitte ich Dich für unsere ganze Familie unbesorgt zu sein, sie ist wie schon gesagt wohl auf.

„Am Sonntag den 2. dieses waren wir in einer vergnügten Gesellschaft bei der alten Mad. Gütschow. Da ward gescherzt, gelacht, keiner ahnte die Schrecknisse, die unser Aller erwarteten. Um 10 Uhr des Abends erhielt der Senat eine Stafette, und es ward zum nächsten Morgen um 7 Uhr Rathstag angesagt. Die Erwartung aller war gespannt. Am Montag den 3. November des Mittags brachen ein Corps von 1700 Mann Schweden mit Gewalt in unsere Stadt ein, um sich vor den Franzosen zu retten und sich nach Stralsund¹ einzuschiffen. Sie nahmen alle Schiffe in Requisition, und waren beschäftigt dieselben für sich einzurichten und sich einzuschiffen, als am Dienstag Morgen eine Menge preussischer Bagage-Wagen unter Eskorte von 20 Husaren mit Gewalt ins Burgthor eindrang, um wie sie sagten blos durch unsere Stadt zu passiren, welches sie auch thaten. Von diesem Augenblick an sah man fortwährend preussische Flüchtlinge durch die Stadt gehen, denn die preussische Armee unter Befehl des Generallieutenants Blücher war, wie

¹ Damals im schwedischen Besitz.

bekannt, bei Schwerin geschlagen, und hatte ihre Richtung nach Lübeck zu genommen. Nun fing man an zu fürchten, daß es der Preußen Absicht sei, sich in Lübeck zu werfen, um sich gegen die französische Armee unter Befehl des Prinzen Murat, Bernadotte und Soult zu vertheidigen. Leider ward unsere Erwartung bestätigt. Denn am Mittwoch Morgen erschien ein Corps von 30 000 Preußen unter Generallieutenant Blücher und dem Herzog von Braunschweig-Des, ward förmlich bei den Einwohnern einquartirt, und besetzte die Wälle mit Kanonen und Bomben. Am Donnerstag Morgen rückten die Preußen aus allen Thoren, um die Franzosen zu erwarten. Um 10 Uhr des Morgens hörte man eine starke Kanonade, die immer näher kam, und woraus man schloß, daß die Franzosen siegten. Dieß war auch der Fall.

„Denn um 2 Uhr Mittags drangen die Franzosen mit dem Bajonett in Lübeck ein. Das Gemetzel auf den Straßen war fürchterlich. Ganze Haufen von Preußen und Franzosen schossen in den Straßen auf einander und Leichen bedeckten den Boden. Die Franzosen, welche Lübeck als eine mit Sturm eroberte Stadt ansahen, erlaubten sich die fürchterlichsten Excesse. Es ward geplündert und gemordet. Keiner war seines Lebens sicher.

„Unser väterliches Haus ist durch ein göttliches Wunder unversehrt und ungeplündert geblieben. Vater war im Rathshaus, und ich mit Mutter, Betty und Lotte im Hause. Sobald wir merkten, daß das Schießen näher kam, flohen wir in unsern Keller mit dem Warin, der unsere große Hülfe in dieser Angst war. Das Gefecht auf den Straßen dauerte zwei Stunden, und entschied sich zum Vortheil der Franzosen. Die meisten unsrer Verwandten und Bekannten sind geplündert¹. Manche der reichsten unter Lübecks Bewohnern sind Bettler

¹ „Den armen Perour,“ schreibt die Mutter, „hat man auch übel mitgenommen. Sie sind inzwischen gesund, und es wird für ihre Unterstützung gesorgt, wir selbst haben dazu beigetragen.“

geworden, und unser Haus ist unverfehrt. Vielen Einwohnern ist alles genommen, so daß sie keine Kleider sich zu bedecken haben, und uns ist keine Stecknadel genommen. Viele Bürger sind gemishandelt, uns ist kein Haar gekrümmt. Du siehst hieraus offenbar, daß der große allmächtige Gott über uns gewaltet hat, und danken wir demselben auf unsern Knien für unsere gnädige Erhaltung.

„Jetzt ist es ziemlich ruhig. Du kannst aber leicht denken, welche Noth an Lebensmitteln hier gewesen ist, da 3 Corps d'armée hier versammelt waren, welches 90—100,000 Mann sind. Die Meisten sind jetzt wieder fort, und es bleiben hier einige Tausende. Morgen reiset Vater nach Berlin zu Napoleon, um für die Freiheit der Stadt zu arbeiten¹. Christel wird also wahrscheinlich den Vater nicht mehr finden. Denn hoffentlich kommt er in dieser Woche². In welcher Lage findet er seine Vaterstadt. Verarmt der größte Theil der Einwohner, ausgefogen bis auf die Knochen! Lübeck muß jetzt wieder ganz klein anfangen, um einst wieder das zu werden, was es war.“

In einem folgenden Brief vom 6. December bemerkt er noch: „Eine Bombe fiel aufs Rathhaus, und durch ein Wunder blieb sie unzersprungen, und die Herren des Rathes blieben gesund und wohl. Mehrere Kugeln flogen bei uns ins Zimmer hinein, während ich Vaters Papiere durchsuchte, ob auch vielleicht Feuer im Zimmer entstehen könnte, und keine traf mich.“ — In demselben Briefe meldet er, daß „vor vierzehn Tagen Lübeck förmlich im Namen Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich

¹ Im Namen des Rathes wurde eine Deputation an den Imperator abgeordnet, bestehend aus dem Bürgermeister Rodde, Senator Overbeck, J. H. Gäbert und N. H. Müller. Wegen seiner genauen Kenntniß der französischen Sprache war Overbeck der eigentliche Wortführer.

² Christel kam am 15 November von seiner Wiener Reise zurück, und ließ sich alsbald bei einem der zur Linderung der Noth gegründeten Hilfscomité's als „Armen-Pfleger“ anstellen.

und Königs von Italien, Napoleon des Großen, in Besitz genommen“ sei.

Unter einem spätern Datum berichtet Hans über die im Auftrag des Rathes am 13. November unternommene Reise des Vaters: „Unter Gottes Leitung kam Vater glücklich in Berlin an, hatte den folgenden Tag darauf gleich Audienz bei Sr. Majestät dem französischen Kaiser, und die erste gute Folge der Ambassade war die Erleichterung von der Menge Truppen, die denn auf die geringe Anzahl von einigen Tausenden reducirt wurden. Bald nachher ward diese Zahl noch verkleinert und blieben nur 5 bis 600 Mann hier.“

Diese traurigen Ereignisse in der Heimath bestimmten Fritz, in seinem System strenger Dekonomie fortzufahren und das Quartier bei dem Prediger Glaz mit einem andern zu vertauschen. Er zog aus der vornehmeren Altstadt in eine der Vorstädte hinaus, wo einerseits die Miethen billiger war, andererseits die Entfernung von der Akademie ihn nöthigte mehr Bewegung zu machen, und miethete in der Pfarrgasse Mariahilf (Nr. 57) ein Zimmer mit anstoßender Küche; denn er wollte sich seine einfache Kost selbst bereiten. Das Haus war außerdem von drei musikliebenden Bekannten bewohnt, welche ein Klavier besaßen und in freundlichem Entgegenkommen ihr Instrument auch dem neuen Hausgenossen zur Verfügung stellten.

Die Stimmung des ersten Eindrucks, den Fritz bei der Ankunft in Wien empfingen, war überwunden; er hatte seinen Jugendfrohsinn wiedergewonnen, und von dem Frieden seiner Kunst umweht, gab er der Mutter eine heitere Beschreibung seiner neuen Wirthschaft, welche den Seinigen „vielen Spaß“ machte¹.

¹ „Die musikalischen Hausfreunde“, bemerkt der Vater, „sind mir sehr willkommen, und wenn Du für ein Billiges ein Violoncell miethen oder gar, vor der Hand, eines leihen könntest, so wäre mein Wunsch

Gegen das Frühjahr 1807 erwartete ihn ein neues Vergnügen, die Ankunft seines theuren Grunow; der Plan, den er vormals in Lübeck mit Grunow beredet, sollte zur Verwirklichung kommen. Im März folgte der Letztere seinem geliebten Freunde nach Wien, woselbst er in ein Conditoreigeschäft eintreten sollte. Fritz schwamm in Entzücken und traf Vorkehrungen, um Grunow für die erste Zeit als Gast in seiner Behausung zu beherbergen.

Gottlieb Grunow, nach Hans Overbecks Ausdruck den Fesseln einer siebenjährigen Knechtschaft entronnen, „tanzte“ förmlich vor Freude in die Arme seines Freundes hinein. Sie waren beide in ihrer Gefühlsweise noch recht kindisch, wie das folgende Document beweist, welches der Ankömmling seinem Gastfreund überreichte. Es war von Hans geschrieben und unterzeichnet zu Lübeck den 24. Februar 1807, des Inhalts: „Daß der Herr Gottlieb Carl Jacob Grunow, der göttlichen Conditorey beflissener Jünger, die ihm von dem erhabenen Kunstjünger J. F. Overbeck zur Reparatur übergebenen, in einem Baume auf dem Lorenzkirchhofe nahe bei der Kirche eingeschnittenen Namen, seinem Gewissen nach gut reparirt und mir jetzt bei seiner Abreise nach Wien in baulichem Stande überliefert hat, welche ich jetzt gewissenhaft zu unterhalten mich verpflichte, bescheinige ich durch meine eigenhändige Namensunterschrift. J. Overbeck.“

Grunow verbrachte zwei höchst glückliche Wochen in Fritzens Quartier, bevor er in seine Stelle bei dem Wiener Conditor eintrat. Die eigene Küche machte ihnen ungemeines Vergnügen; denn besaß Fritz bereits erhebliche Geschicklichkeit in culinarischer Uebung, so war hier Grunow Künstler von Profession. An den Abenden hatte Letzterer viel von den Familien-

erfüllt, Dich in der Musik auch wieder aktiv zu sehen.“ (1. März 1807). Sechs Wochen später: „Deine spaßhaften Räuze möchte ich wohl kennen, und euren noctibus atticis einmal mit zusehen.“

Erlebnissen in Lübeck und von den schrecklichen Scenen der Erstürmung der Stadt zu erzählen, wobei er sich eines von Hans entworfenen Planes bediente, welchen dieser ihm für den Bruder mitgegeben. Unter Tags schlenderten sie Arm in Arm durch die Straßen Wiens und ergözten sich an dem geschäftigen Leben und Treiben der heiteren Bewohner der Kaiserstadt.

Die frohen Stunden fanden plötzlich ein unverhofftes Ende. Die politischen Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich nahmen einen gespannten Charakter an. Oesterreich, welches allein von Napoleon unabhängig geblieben, brannte vor Verlangen, die Niederlagen von Austerlitz und andere Demüthigungen auszuweihen. Die Rüstungen wurden eifrig betrieben, die Festungen mit Kriegsvorrath versehen, und alle waffenfähigen Männer in Oesterreich zum Dienst einberufen. Bezunruhigende Gerüchte gingen, daß die Studirenden der Wiener Kunstakademie von der Conscription nicht befreit sein würden. Wenn auch für die Ausländer kein Zwang bestand, so lebte doch der junge Overbeck eine Zeitlang in unruhiger Schwebel. Sollte die Aushebung auf die Akademie ausgedehnt werden, so mußte er entweder unter die Waffen treten, oder das Land verlassen; und wohin? Die persönliche Freiheit war unter Napoleon mehr und mehr eingeschnürt worden. In Süddeutschland und anderwärts arbeitete eine betriebame Geheimpolizei, und Spione lagen auf der Lauer, selbst den Unschuldigen zu denunciren. Die Post war nicht mehr sicher und alle Correspondenz mußte mit großer Vorsicht behandelt werden.

Grunow, von Geburt Hamburger, hatte sich selbst in eine mißliche Lage gesetzt, indem er auf der Polizei sich als österreichischen Unterthan ausgegeben hatte. Der Unbesonnene entging mit Noth der Haft und Conscription, mußte aber dafür Wien verlassen und sah sich so nach wenigen Monaten schon wieder von seinem Freunde getrennt. Er wandte sich, in seiner augenblicklichen Noth von diesem mit Reisegeld versorgt, wieder

nach dem Norden zurück. In Berlin fand er indeß unerwartet eine gute Stelle bei einem braven Meister, wo es ihm nach Wunsch erging; und als er später von seinem Großvater ein kleines Erbe erhielt, sah er sich in den Stand gesetzt, in dieser Stadt ein eigenes Geschäft zu beginnen, in dem er durch Fleiß und Betribsamkeit mit der Zeit zum Hofconditor sich erschwang.

Gegen den Sommer 1807 zog Fritz in die Marokkaner Gasse auf dem Rennweg Nr. 407. Das Zimmer, das er gemiethet, hatte jedoch keinen Ofen. Dieß war die Ursache, daß er nach einiger Zeit eine dritte und letzte Wohnungsänderung vornahm. Bevor der Winter eintrat, bezog er ein freundliches Quartier am Glacis, in einem Hause nächst der Karlskirche, in der Vorstadt auf der Wieden.

Dieß blieb seine ständige Wohnung für die Dauer seines Aufenthalts in Wien. Als Hausgenossen hatte er einen braven jungen Kupferstecher Namens Egger, welcher nebenbei die Stelle eines Custos der Bibliothek an der Akademie inne gehabt zu haben scheint. Sonst ist uns von diesem jungen Manne wenig bekannt; nur soviel erhellt, daß die Gediegenheit seines sittlichen Charakters, bei der Vertraulichkeit, die zwischen Fritz und ihm bestand, der Mutter Overbeck große Beruhigung bot, welche noch erhöht wurde durch die gleichzeitige Mittheilung von dem wiederhergestellten intimen Verhältniß mit Psorr. Sie hoffte, daß dieses „Kleeblatt“ kunstbegeisterter Freunde einmal zusammen die Fahrt nach Italien unternehmen würde.

Psorrs Gesundheit hatte sich gebessert. Im Gefühle neu gewonnener Kraft war er Fritz wieder näher getreten, und die alte Freundschaft blühte frischer auf als je. Noch im Hochsommer 1807, in der ersten Freude der Wiedervereinigung, unternahmen sie miteinander eine kleine Fußreise, die ihnen trefflich bekam. Psorr führte Overbeck einen Weg, den er das Jahr zuvor schon mit Loder und Rucheweyh begangen: eine Wandertour um den Schneeberg. Sie waren sieben Tage aus.

Am ersten Tage ging es nach Gaden; von dort wanderten sie über Neuhaus nach Mariahilf-Berg; übernachteten weiterhin in Schwarzaun und Reichenau; stiegen dann am fünften Tag über den Schneeberg nach Grünbach, und kehrten endlich über Baden, wo sie die letzte Nacht verbrachten, nach Wien zurück¹.

Die Erneuerung der Freundschaft mit Psorr wirkte auf Overbeck überaus beglückend, so daß er den Umgang mit Anderen auf das Neueste beschränkte. In seinem jugendlichen Enthusiasmus hielt er es nicht vereinbar mit seinem Berufe, den üblichen geselligen Genüssen nachzugehen, und auch der entschiedene Einspruch seines Bruders Hans gegen diese Auffassung scheint ihn in seiner Ansicht nicht erschüttert zu haben.

Als Künstler war er jetzt in einem Uebergangsstadium begriffen, in welchem die Doctrinen der Akademie in Conflict geriethen mit den neuen Ueberzeugungen, welche in seinem Geiste zum Durchbruch kamen. Der wachsende Widerwille, den er gegen die an der Akademie gepredigte und gehandhabte Kunstpraxis empfand, wirkte anfänglich entmuthigend; er kam auf die Meinung, daß sein Eifer erkaltet sei, daß er seine Liebe für den erwählten Beruf verloren habe. Es war aber im Gegentheil ein Zeichen von dem allmählichen Erwachen seiner künstlerischen Individualität, das Pochen des nach Freiheit ringenden Genius, vielleicht auch eine dunkle Ahnung von der Bedeutung seiner künftigen Mission: nicht, den wechselnden Launen der großen Welt zu schmeicheln, vielmehr der Kunst einen neuen Geist einzuhauchen, der sie befähigt, das Menschenherz zu erheben, die bedrängte Seele mit frischem Muth zu er-

¹ Nach einer Tagebuchnotiz von Psorrs Hand. — Psorr, der von diesen Streifereien in die Berge seinem Freunde Passavant einen mit Federzeichnungen begleiteten Bericht gab, erzählt diesem, wie sie der Anblick des idyllischen Hirtenlebens erfreute, und wie ihre Herzen höher aufgeschlagen, als im Theater der Ruhreigen ertönte und Tell über die Bühne schritt. Vgl. Cornill 1. c. S. 44.

füllen, die Sorge des Armen zu mildern, und den Reichen in sanften Tönen den Reiz des Wohlthuns zu lehren.

In solcher Krisis wurde Eberhard von Wächter, mit welchem Overbeck, nach einer brieflichen Bemerkung seines früheren Lehrers Perour zu schließen, schon gegen das Ende 1806 bekannt geworden zu sein scheint, das glückliche Werkzeug, den Bedrängten mit sich und seiner Kunst zu versöhnen. Und so fügte es sich, daß der Liebesdienst, den der Senator Overbeck einst durch seine thätige Antheilnahme Carstens erwiesen, an seinem Sohne gelohnt wurde. Carstens, der Apostel einer edleren, wahrhafteren Kunst, in der die freie Gestaltungskraft höher galt als die schulmäßige Fertigkeit, hat Wächter so zu sagen eingeweiht, welcher nun seinerseits wiederum Overbeck und Pforr die Hände auslegte.

Eberhard Wächter, ein Ehrenmann in That und Gesinnung, stammte aus Württemberg (geb. zu Balingen 1762). Er war auf der Karlsruhschule erzogen worden, der vielbekannten Militärakademie des Herzogs Karl Eugen, der hier aus den talentvollsten Kindern seiner Unterthanen sich Juristen und Staatsmänner, Musiker und Künstler heranbilden wollte. Als Sohn eines Regierungsraths wurde Wächter von dem Fürsten, ohne Rücksicht auf seine künstlerische Begabung, für das Studium der Cameralwissenschaft bestimmt. Nur mit Widerstreben unterwarf sich der Jüngling dem Zwange fürstlicher Willkür, der ihm die landesväterliche Pflanzschule als eine zweifelhafte Wohlthat erscheinen ließ. Der Kunst blieben gleichwohl seine Mußestunden gewidmet, und als er in die Lage kam, seine eigene Bahn sich zu wählen, reiste er nach Paris, um einige Zeit unter David zu arbeiten. Hierauf ging er nach Rom, wo er mit Carstens zusammentraf, der gleich David ein Bewunderer und Nachahmer der Antike war, aber in ganz anderem Geiste. Wächter erkannte alsbald Carstens' Ueberlegenheit. Er nahm ihn zum Lehrer und Vorbild; und er, dem selbst ein hartes Künstlerloos beschieden, schrieb später einem Freunde: „Carstens Geist begleite

uns; wenn ich bedenke, wie ein so ganz ungünstiges und unverdientes Loos dieser Mensch als Künstler hatte, oh da kriech' ich wieder in meine Höhle zurück und bin mäuschenstille.“¹

Im Jahre 1798 mußte er Rom, den einzigen Ort, wo er „glücklich und ruhig arbeiten“ konnte, verlassen, weil die Franzosen, welche die Stadt besetzt hatten, auch fremde Künstler zur Conscription heranzuziehen begannen. Nachdem er noch dem am 25. Mai 1798 gestorbenen Carstens die letzte Ehre erwiesen, kehrte er über die Alpen zurück. Verhältnisse nöthigten ihn sich in Wien niederzulassen, wo er bis 1808 verblieb, in spröder Zurückgezogenheit seiner Kunst lebend, in engerem Kreise aber doch nicht ohne Einfluß, indem er mit der ihm eigenen überzeugungsvollen Energie gegen die hergebrachten Kunstanschauungen ankämpfte und „auf bessere Zeiten wartend“ der Akademie sich ferne hielt.

In seiner bescheidenen Häuslichkeit waltete ein vorwiegend italienisches Element. Er war in Rom katholisch geworden und hatte ein Kind der Siebenhügelstadt, Francesca Bandini, geheirathet. Er sprach mit Vorliebe italienisch und nannte seine Frau, für welche er die innigste Liebe und Verehrung hegte, „una donna forte del Vangelo.“ Wahrscheinlich in ihrer Gesellschaft, oder wenigstens auf ihre Anregung, begann Fritz Overbeck im Jahre 1807 Italienisch zu lernen.

Die reinen und veredelnden Einflüsse, welche von dem schlichten Heim des christlichen Paares ausgingen, waren an Overbeck und Pforr nicht verloren. Was sie von Wächter hörten und sahen, war freilich nicht dazu angethan, ihnen den Geschmack an der von der Akademie gebotenen Geistesnahrung annehmbarer zu machen. Er redete ihnen vielmehr nachdrücklich zu, sobald als möglich nach dem Lande des Giotto, Fra Angelico und Rafael aufzubrechen, nach Roma la Santa, wie er sich

¹ Briefe von E. von Wächter an Freiherrn R. F. E. von Uexküll (Beiträge aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte.) Mitgetheilt von Prof. Dr. Ab. Haack. Stuttgart 1863. S. 331.

ausdrückte, das „jedem Verehrer des Schönen heilig sein“ müsse. Er selbst machte mehrere Versuche dahin zurückzukehren, und wenn sie, einer wie der andere, fehlschlügen, sagte er resignirt: Dio ajutera, Dio provedera.

Während Wächter die Reise nach Rom empfahl, nährte Senator Overbeck, unzufrieden mit den Berichten welche er aus Wien erhielt, den Wunsch, daß sein Sohn nach Paris gehen möchte. Tischbein, des Senators große Autorität, hatte ihm, während eines Besuchs in Hamburg, von Tüger folgende Charakteristik entworfen: „Er sei ein vortrefflicher Mann für die Praktik, höchst talentvoll, geistreich und gewandt. Er habe die Gabe, schnell und feurig zu componiren; was er hinwirft, richtig gezeichnet und schön geordnet steht es gleich da, in einem gewissen blendenden Glanze. Aber — er denkt nicht genug; es fehlt ihm an Urtheil; seine Motive halten nicht die Probe aus“¹. Auch aus den Mittheilungen seines Vaters zog der Vater den Schluß, daß, zu seinem Befremden, der Unterricht an der Akademie „wenig methodisch gegeben“ werde. Er hatte übrigens noch einen andern sehr dringenden Grund, der ihm diesen Wechsel der Schulen wünschenswerth erscheinen ließ.

Von 1807 an bis zu dem Zeitpunkt, wo Napoleon Lübeck seinem Reiche einverleibte, im Jahre 1810, verweilte Senator Overbeck in officieller Mission in Paris — „als Abgeordneter an den Einzigen, an den jetzt abgeordnet wird“² — um seiner unterdrückten Vaterstadt womöglich Neutralität und „das Palladium“ ihrer Unabhängigkeit zu retten. Sein Sohn fand in Wien nicht die richtige Unterweisung, es schien also rathlich, daß er und sein unzertrennlicher Freund Pforr nach Paris kämen, welches bei der damaligen unsichern Lage Europas der einzige sichere und vortheilhafte Sammelplatz für Kunstbesessene war.

¹ Brief des Vaters Overbeck aus Hamburg, 1. März 1807.

² Brief desselben aus Dresden, Ende Juli 1807.

Eben war man daran, das Musée Napoléon zu erweitern, um die Beute der eroberten Kunstschätze unterzubringen. In Paris konnten die jungen Leute mit ihren bescheidenen Ansprüchen ebenso billig leben als in Wien. Der Maler David war in den Augen des Senators — was auch Fritz dagegen sagen mochte — ein nicht zu verachtender Mann. Er galt allgemein als der erste lebende Künstler, und Jünger von allen Nationalitäten sammelten sich um seine Fahne. Zu irgend einer Schule aber müsse man sich bekennen, meinte der Vater, und von französischem Manierismus sich unbesleckt zu erhalten, müsse solchen nicht schwer fallen, „die schon in Wien die Manierklippe fürchten.“ Ein freies Gemüth behalte vom Meister nur das Nachahmenswerthe, das Andere werfe es weg. Dazu das bunte anregende „Künstler-Gewimmel“ in Paris, das sich unter einander mischt, reibt und treibt und „vor Einseitigkeit bewahrt.“ Aus solchen Erwägungen versprach sich Senator Overbeck ebenso viel Vortheil als Genuß, wenn Fritz mit seinem Freunde nach „la grande capitale“ und in die Schule Davids käme: „genährt durch seinen Unterricht, befestigt durch seine Correcturen, aber geweiht, getauft mit der Taufe des Geistes, unmittelbar vor den herrlichen Bildern — Wundern und Schätzen der Kunst, die ihres gleichen nicht haben!“ Mit patriotischen Augen, deutschen oder italienischen, dürfe man das freilich nicht ansehen, „das Herz blutet sich zu Tode“ über den Raub; aber kosmopolitisch betrachtet, vom bloßen Künstler-Standpunkt, sei die Gelegenheit einzig. Und darum stand es für ihn außer Zweifel, daß sein Sohn früher oder später nach dem (augenblicklichen) Centrum der Kunst wallfahrten müsse. — In dieser Ueberzeugung wandelte er selbst manche lange Winterstunde durch die Gallerien, Kälte und Fremde vergessend im Anblick eines Apollo Belvedere, einer Venus von Medici, einer Pallas, des sterbenden Gladiators, des Torso, der Musen, des Laokoon; oder in bewunderndem Studium der Meisterwerke italienischer Maler versunken. Er liebte sie wegen ihrer Er-

habenheit und weil sie gleich ihm im Exil sich befanden; ganz besonders aber noch weil er sich an dem Gedanken erfreute, daß eines Tages sein Fritz sie an derselben Stelle betrachten und die gleichen Worte äußern würde, welche unter dem Eindruck des Betrachtens ihm selber auf die Rippen getreten: „Et ego in Arcadia!“¹

In dieser Zeit des Pariser Aufenthalts war es auch, daß er dem Sohne zwei Fragen an's Herz legte, über die er sich klar werden müsse: nämlich ob er für das gewählte Fach der Geschichte Talent genug in sich fühle? und zweitens: ob vielleicht die heilige Geschichte seinen Gemüths- und Geisteskräften besser zusage wie die profane und antike? Der junge Künstler möge wohl zuweilen prüfen: *quid valeant humeri, quid ferre recusent*².

Hierauf antwortet Fritz in einem längeren Brief vom 5. Februar 1808³, in dem die Gradheit seiner offenen Seele, mitunter wohl auch die Kühnheit einer lebhaften Jünglingsphantasie, sich frisch und unbefangen kundgibt.

Wien, 5. Februar 1808.

„... Ueber beide Punkte habe ich mich schon lange geprüft und habe in Rücksicht des ersten gefunden, daß, wenn ich zu irgend einem Theil der Kunst Talent habe, es nur das Geschichtsfach sei. Ich schließe dieß wenigstens aus meiner Neigung, aus dem bessern Gelingen einer jeden Sache, die in's historische Fach greift, und aus dem Urtheil meiner Freunde — das heißt, nicht Schmeichler, sondern aufrichtiger Freunde — und meiner Lehrer. Was den zweiten Punkt betrifft, so läßt sich dieser nicht so kurz beantworten, und ich muß erst nachdenken, wie ich es am deutlichsten einkleide, obgleich ich mit demselben nicht minder auf's Reine bin, wie mit dem ersten.

¹ Brief aus Paris vom 1. November 1807.

² Aus Paris vom 19. Januar 1808.

³ Mitgetheilt in „Darstellungen aus Norddeutschland“ von F. J. L. Meyer. Hamburg 1816.

Ich glaube am besten zu thun, wenn ich Ihnen eine Abendunterhaltung mit meinem Freunde Pforr mittheile.

„Es war an einem Sonntag, als wir einst allein beisammen waren. Der Gegenstand unserer Unterhaltung war, wie gewöhnlich, die Kunst, unsre Pläne für unsre künftigen Studien, gegenseitige Aufmunterungen, muthig vorwärts und hinauf zu streben u. dgl. Als wir uns mehr und mehr vertieften, kam denn die Rede auch auf's Ideal. Wir forderten uns gegenseitig auf, uns jeder das seinige dem andern so viel möglich zu beschreiben und mitzutheilen. Pforr, der eine sehr lebhafte Phantasie besitzt, war mit dem seinigen bald fertig. Er zeigte mir ein Mädchen jung und schön, blond, zart und äußerst liebenswürdig, in einfacher, doch geschmackvoller Kleidung; nicht herausgeputzt, doch auch nicht ohne eine gewisse den Mädchen so eigne Neigung sich zu schmücken; kurz ein Mädchen, wie es Deutschland im Mittelalter hätte hervorbringen können. — Nun kam an mich die Reihe. Pforrs angenehme Erzählung hatte auf einige Augenblicke ganz mein Ideal verwischt, ich glaubte in den ersten Augenblicken, er hätte in dem seinigen auch das meinige beschrieben; doch ich fand bald, daß doch noch etwas abgehe, und je mehr der Eindruck der Erzählung verschwand, desto mehr Unterschied fand ich wieder. Doch war es noch so unbestimmt, das Bild, das meinem Geiste vorschwebte, da ich nie vorher darüber nachgedacht hatte, daß ich selbst nicht einmal wußte, ob ich es Weib oder Mann nennen sollte. Ein Wesen, war alles was ich sagen konnte, ernst, doch sanft, in ein mächtiges Gewand gehüllt, mit dunkeln Haaren, nur Kopf und Hände sichtbar, sonst alles in das großfältige Gewand verhüllt: in der Mitte etwas Heiliges, Ueberirdisches; in Stellung und Geberde etwas Geheimnißvolles — kurz ein Wesen, das man nicht bloß lieben, sondern das man anbeten könnte; dessen Anblick einen hinreißen könnte zu den heiligsten Gefühlen. Das war ungefähr alles was ich zu sagen wußte; doch gestehe ich, daß ich noch nie vorher auch nur soviel mir zu sagen ge-

wußt hatte. Ich habe seit der Zeit gesucht, diesem Bilde mehr nachzuhängen, habe versucht, Gegenstände darzustellen, die verwandt mit demselben waren, und habe gefunden, daß ich in solchen Darstellungen am glücklichsten war. Ich konnte mich, was ich in dem Grade bisher nie gekonnt hatte, so in die Scene versetzen, kam in eine so eigene ernste und fast traurige Stimmung, daß ich daraus schließe, ich dürfte wohl für solche Gegenstände am ersten geschaffen sein. Auch erinnere ich mich, daß schon von jeher die Gegenstände aus der griechischen oder römischen, kurz aus der profanen Geschichte, lange nicht so viel Reiz für mich gehabt haben, als die biblischen Gegenstände. Dazu kommt noch, daß ich immer eine Vorliebe unter allen Büchern für die Bibel gehabt habe, wenigstens seit ich angefangen habe zu denken. Auch war das erste, was ich versucht habe zu componiren, die Taufe Christi im Jordan. — Aus allem dem ziehe ich den Schluß, daß die heilige Geschichte unter allen am meisten für mich passend sei. Doch lassen Sie mich dieß noch etwas weiter ausführen.

„Auch nicht alle biblischen Gegenstände haben gleichen Reiz für mich. So zum Beispiel können mich Scenen, in denen viel Handlung ist, große Compositionen mit vielen Figuren nicht so interessiren, als vielmehr gewisse Gegenstände mit weniger Handlung, die aber im Ganzen durch eine einfache, einfältige Zusammenstellung, durch Farbenton, durch die einfache Großheit der Nebensachen, einen bestimmten Eindruck machen, die etwas Geheimnißvolles haben und zum Nachdenken reizen. So z. B. wäre der Hiob, wie ihn Wächter dargestellt hat, ein Gegenstand dieser Art. — — —

„So weit davon — jetzt zu etwas Andrem. Sie warnen mich, nicht fliegen zu wollen, ehe Flügel da sind. Erlauben Sie, daß ich auch hierüber meine Grundsätze äußern darf, doch nur in der Absicht, um da, wo ich falsche Ansichten habe, von Ihnen eines Bessern belehrt zu werden.

„Soll es denn wirklich so nachtheilig sein, seine Kräfte zu

versuchen, auch wenn man vielleicht über seine Kräfte unternimmt? — Gesezt, man fällt, je nun, so steht man wieder auf; den Hals wird man ja nicht brechen: man lernt doch wenigstens seine Kräfte kennen, lernt einsehen, wo noch am meisten und vor allen Dingen nachzuhelfen ist, und übt seine Kräfte und seine Schwingen. Wer da glaubt, er müsse erst seine bestimmte Anzahl Bilder copirt, Costüme skizzirt und Anatomie und Perspektive inne haben, bevor er sich unterstehen dürfe, aus eignen Kräften etwas zu unternehmen, dem wird es sicher gehn, wie dem Kinde, das sich immer an Andre hält, entweder am Gängelbände hängt, oder sich überall begreift. So wie dieses ganz gewiß viel später gehen lernen wird, als das Kind, das man in die Mitte des Zimmers sezt und das seine eigenen Kräfte gebrauchen muß, wenn's zu der Mutter will: so wird auch jener viel später gehen lernen, und vielleicht nie einen so sichern, festen Schritt bekommen, als der, der da früh seine Kräfte übt. Man will ja keine Meisterstücke machen; man machts so gut wie man kann: aber zum wenigsten lernt man bei einem Bilde, was man aus sich selbst schöpfen muß, wobei man sich vielleicht lange zermartert, bis man was erträgliches herausbringt, ebenso viel als ein anderer aus zwanzigen lernt, die er copirt, und wär es nach Rafael und Tizian, Correggio, Vandyck &c. Kommt man dann einmal an ein Bild von einem dieser Meister, dann sieht man sicher in einemale ebenso viel, wie der andre, der beständig die Sachen vor Augen hat, kaum in zehnmal sieht. — Diesen Weg bin ich bisher gegangen, ohne rechts und links zu sehn, ohne auf Tadel und Spott zu achten, nur an der Hand eines Freundes, die Natur vor Augen, und Sie werden es nicht für Eitelkeit halten — denn ich spreche hier von mir wie von einem Fremden — wenn ich Ihnen sage, daß ich auf der hiesigen Akademie schon den meisten — versteht sich die älteren ausgenommen — die zum Theil schon einen weiten Vorsprung vor mir hatten, als ich herkam, sezt voraus hin. — Und gesezt, ich lernte denn auch nicht

malen wie Tizian, würde nicht so stark im Hellbunkel wie Correggio, nicht so stark in Nebensachen und der Anordnung wie Poussin — wenn ich denn nur einmal ein Overbeck werde. Das wäre doch beim Himmel mehr werth, als wenn man mich einen zweiten Rafael, oder Correggio oder dgl. nennte. Seinen Geschmack bilden durch fleißiges Anschauen und mitunter auch Copiren der Klassiker, das laß' ich gelten, und man müßte wohl ein Narr sein, wenn man den Vorzug, den wir jungen Künstler jetziger Zeit vor den ältern haben, wollte ungenutzt lassen; aber sonst — Natur! Natur! die vor Augen und dann seinem eignen Gefühl gefolgt. Und bedenken Sie nur, wie viel Zeit nicht schon mit der Erlernung der Kniffe, wie Sie selbst sagen, die doch im Grunde außerwesentlich sind, wie man schon daraus sieht, weil sie bei jedem Meister verschieden sind — wie viel Zeit sage ich man schon damit verliert! — Doch bester Vater, ich habe hier absichtlich eine Weile alle Bescheidenheit vergessen, und Ihnen mein Herz ganz geöffnet, aber wie gesagt bloß in der Absicht, um von Ihnen, wo ich falsche Ansichten habe, belehrt zu werden.

„Wer nun gar verlangt von einem jungen Künstler, er müsse sich bestreben, weil Rafael der größte in der Composition war, so componiren zu lernen wie Rafael, weil Tizian der größte Maler war, so malen zu lernen wie Tizian, weil Correggio am größten im Hellbunkel war, so beleuchten zu lernen wie dieser, oder wohl gar weil Michel-Angelo den mächtigsten größten Stil besessen hat, sich diesen Stil zu eignen zu machen, und alle diese Vorzüge zu vereinigen: der zeigt, daß er wenig von der Sache verstehe; daß er nicht bedacht habe, daß diese verschiedenen Vorzüge einander so widersprechend sind, daß es sich gar nicht zusammen denken läßt. Man nehme eine Figur von Michel-Angelo und lasse sie von Tizian malen; ja da bleibt sie keine Buonarottische Figur mehr; die äußere Contour, die da bleibt, würde übel stehen zu dem innern Fleischichten, was Tizian hineinbringen müßte, wenn er als

Tizian malen wollte. Und so auch bei den Uebrigen. — Daß man aber auch keinen Einzelnen nachahmen solle, selbst Rafael nicht, davon gibt Giuglio Romano den Beweis, den man doch wohl nicht unter die Künstler vom Ersten Range rechnen kann, weil er immer mehr oder weniger den Rafaellischen Stil nachgeahmt hat. An den Schülern des Carachi (Caracci) sieht man im Gegentheil, wie man selbst bei minderer Vollkommenheit doch größer genannt werden könne. Guido, Dominichino, Albano, Guercino, wie verschieden sind sie alle, und doch Schüler eines Mannes, des großen Annibal Caracci. — — — — Noch einmal, belehren Sie mich durch Ihr Urtheil; nur so lange ich nicht überzeugt bin, kann ich mich unmöglich entschließen, meinen einmal angefangenen Weg zu verlassen und einen andern einzuschlagen. Glauben Sie indessen nur nicht, daß ich es mir deshalb einfallen lassen werde, die Hilfswissenschaften und das Machwerk zu vernachlässigen; nein, ich bin im Gegentheil gesonnen, wie ich Ihnen schon früher geschrieben habe, mich zu bestreben, es in jedem zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen; aber NB. durch Hülfe der Natur."

"N. S. 13. Februar. — — — Indem ich eben die ersten Blätter dieses Briefes durchlese, erschrecke ich darüber, wozu mich mein Eifer hingerissen hat. Nehmen Sie es nicht so genau damit, und sehen es vielmehr nur als einen Beweis an, daß ich doch wenigstens den guten Willen habe, weiter zu kommen. Die beifolgenden Zeichnungen sind freilich ein schlechter Beweis meiner Behauptungen; doch muß ich dabei sagen, daß die jüngsten unter ihnen doch wenigstens schon ein halbes Jahr alt sind. Von neuern Arbeiten habe ich keine fertig; zwei Bilder sind untermalt, eine Zeichnung ist erst angefangen &c. Manche Fehler würde ich jetzt selbst schon abändern können, wie z. B. daß im Moses die Wüste zu wenig charakterisirt und das Wunderbare der Handlung zu wenig ausgedrückt ist: — daß im Christus und Nicodemus die Nebensachen in einem größern Stil hätten gemacht sein

sollen: — daß in dem Blatt, wo das Kind Samuel von seinen Eltern in den Tempel zu Silo gebracht wird, das Ruhige der Handlung durch die Nebenfiguren zu sehr gestört wird etc. — Ueberhaupt sind alle nur flüchtige Zeichnungen, die als solche Nachsicht verdienen.“ — — — — —

So sehr dem Senator Overbeck die Angelegenheit am Herzen lag, daß sein Sohn mit ihm in Paris sich vereinigen möchte, so wollte er doch keinen Zwang üben; er hieß den Sohn ruhig und frei die Sache mit Pforr erwägen. Inzwischen erhielt er von demselben auf eine andere, mit den vorigen im Zusammenhang stehende Frage einen Brief, datirt Wien, 27. April 1808, der die Selbstcharakteristik des jungen Kunstzöglings lehrreich ergänzt. Fritsch schreibt:

Wien, 27. April 1808.

„. . . Sie fragen, wie lange ich, oder vielmehr wie lange meine Meister meinen, daß ich mich noch in Wien aufhalten müsse? — Was die Meister anbelangt, so muß ich Ihnen sagen, ich habe keine — außer der Natur, die wohl darüber nicht würde entscheiden können. — — — — —
— — — — —¹ und so vergehen die besten Jahre, bis einer nur versuchen darf, einmal eine Figur zu machen. — — —
Also wäre wohl nichts andres mehr übrig, als seine fünf Sinne zusammen zu nehmen und zu thun, was einem selbst das Beste dünkt.

„Hier aber ist nun meine Meinung. Sie wissen, daß ich an Pforr einen Herzensfreund gefunden habe, mit dem ich Hand in Hand meinen Weg gehe; wir leben fast immer mit einander, sprechen beständig über die Kunst und haben, das darf ich sagen, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, schon manches einsehen gelernt, was wahrlich mancher . . . nicht einseht, wenn nämlich Natur und ein reines, unbefangenes

¹ Auslassungen von Dr. Meyer, ohne Zweifel aus Rücksicht auf seinen Freund Fügler und die hier kritisirte Wiener Akademie.

Herz als allgemeiner Maßstab angenommen werden können. An diesen meinen Freund bin ich daher so durch eine gewisse innere Zuneigung gebunden, daß ich sicher glaube, daß eine Trennung von ihm Stocken in meinen und unsrer beider Fortschritten nach sich ziehen würde, sowie unser Beisammensein uns beide bedeutend forthilft. Nun aber wird er wahrscheinlich noch wohl zwei Jahre hier bleiben und dann nach Italien wandern. Es wäre daher mein innigster Wunsch, so lange hier zu bleiben wie er, und dann mit ihm meine Wanderung fortzusetzen. — — —

„Das slavische Studium auf den Akademien führt zu nichts. Wenn seit Rafaels Zeiten, wie man fast sagen kann, kein Historienmaler mehr gewesen ist, der so das Rechte gefunden hatte, so ist nichts Andres Schuld daran als die trefflichen Akademien. Man lernt einen vortrefflichen Faltenwurf malen, eine richtige Figur zeichnen, lernt Perspektive, Architektur, kurz alles; und doch kommt kein Maler heraus. — Eines fehlt in allen neuern Gemälden, was aber wohl vielleicht Nebenache sein mag — Herz, Seele, Empfindung! Rafael hat vielleicht kaum so richtig gezeichnet wie mancher nach ihm, bei weitem nicht so schön gemalt als mancher Andre — und doch reicht keiner ihm das Wasser. Wo soll man also dieses unerreichbar Scheinende suchen? — Da wo er es gesucht und gefunden hat — in der Natur und in einem reinen Herzen. Der junge Maler also wache vor allen Dingen über seine Empfindungen, er lasse nie so wenig ein unreines Wort über seine Lippen, wie einen unreinen Gedanken in seine Seele kommen. Wodurch kann er sich aber davor bewahren? — Durch Religion, durch Studium der Bibel, die einzig und allein den Rafael zum Rafael gemacht hat. Und fühlt er sich rein, und hat er sein Herz gefüllt mit heiligen Gefühlen, und er hört dann eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuruft: Jetzt kannst du was hervorbringen! dann mache er sich getrost an eigne Unternehmungen; keine ist dann zu groß für ihn.

Selbst male er alsdann Bilder: wenn das Herz, das volle Herz sein Wegweiser ist, so wird er sie gewiß vollbringen. — So denke ich, bester Vater, und bin Willens, diesen Weg zu gehen, der sicher nicht ganz der unrechte sein kann. Ich will selbst Bilder malen aus der Bibel und zwar große Bilder. — — — — — Dieses widerspricht nun zwar ganz Ihren Grundsätzen, daß alles systematisch müsse erlernt werden; allein ich kann mir nun einmal nicht helfen; ich glaube, aus dem Systematischen kommt immer zwar ein geschickter, aber ein kalter Künstler heraus. Der Jurist kann sein Jus systematisch studieren, der Theolog seine Kirchengeschichte u., aber der Dichter wird doch wohl nicht systematisch gebildet? Ebenso ist es mit dem Maler. Man vergleiche nur die Werke eines Rafaels mit allen den akademischen Produkten; ist es nicht wie heiß gegen kalt? Was bei jenem aus dem Herzen gekommen ist, das kommt bei diesen aus dem Kopf. — O mein Vater, Sie haben mir schon unendlich viel Wohlthaten erzeugt, ich müßte ein unnatürlicher Mensch sein, wenn ich das nicht erkannte: setzen Sie denen allen denn die Krone auf dadurch, daß Sie mich meiner Empfindung folgen lassen; heißen Sie mich nicht den gewöhnlichen Weg gehen — ich kann den kalten Weg nicht gehen.

„Aus der Ursache bin ich auch jetzt entschlossen, die Anatomie nicht nach Cadavern zu studieren, weil man doch dadurch gewisse feine Empfindungen abstumpft, die der Künstler nicht verlieren darf; so wie ich auch den Vorsatz gefaßt habe, nie nach dem weiblichen Modell zu studieren, aus eben der Ursache. Lieber will ich weniger richtig zeichnen, als gewisse Empfindungen einbüßen, die des Künstlers größter Schatz sind. — Glauben Sie aber deswegen nicht, daß ich die Akademie ganz vernachlässigen wolle. Keinesweges. Nur den ganzen Tag in der Akademie sitzen, oder im Belvedere copieren, das kann ich nicht. Hätte Rafael nicht so früh große Bilder gemalt, so würde Rafael auch wohl nie das geworden sein, was er ward. Die ersten waren freilich bei ihm auch nicht gleich

daß, was die letzten hernach wurden; aber er hat sich doch sicher dadurch zu dem großen Künstler gebildet. — Rafael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Andrea del Sarto, Albrecht Dürer, Holbein, haben keine Akademien, keine Gliedermänner, keine Gallerien, wonach sie hätten copiren können, gehabt, und sind so groß geworden. Heut zu Tage hat man das alles im Ueberfluß, und doch ist kein Künstler wie jene. Wächter hat sich nicht akademisch gebildet und der jüngst verstorbene Carstens ebenso wenig. Nennen Sie mir nicht die neuern Franzosen; wie kann mich ein Belisar von David rühren, wo ich überall das Theater und die Gliederpuppe durchsehe?" — — —

Trotz der natürlichen Enttäuschung über das Fehlschlagen eines Planes, den er so schön in Paris sich ausgemalt, ließ Senator Overbeck seinen Sohn gewähren und ergab sich mit resignirtem Humor in dessen Entscheidung: in Wien bleiben zu wollen, bis er mit Pforr nach Italien reisen könne¹. Er vertraute der unverdorbenen Natur des Sohnes und den edlen Eigenschaften des Herzens und Geistes, welche aus den beiden Briefen sich offenbarten; letztere blieben ihm als Documente seines Entwicklungsganges so werth, daß er später sogar zur Publikation derselben in dem Werke seines hanseatischen Freundes Dr. Meyer über Norddeutschland² seine Einwilligung gab. Und

¹ „... Und nun sollst Du auch nichts vom borgehessenen Fechter, nichts vom Achill und den andern aus Italien wiederum angekommenen Göttergestalten abhaben; Du sollst in Deine Autobiographie hingegeben seyn: dixi et liberavi animam. Wenn aber nun nicht aus Dir wenigstens ein Caracci oder Dominichino herauskömmt, so hast Du es mit mir noch einmal im Himmel zu thun, und ich kehre Dir, wie beim Virgil Dido dem Aeneas (NB. wäre auch wohl zu malen!) den Rücken.“ (Aus Paris, 12. November 1808.)

² Darstellungen aus Norddeutschland. Hamburg 1816. Im letzten, „Lübeck“ gewidmeten Kapitel dieses Buches (S. 378—390) sind die beiden Briefe in der vorstehenden Form abgedruckt.

Howitt, J. Fr. Overbecks Leben. I.

wiewohl dieser Hamburgische Schriftsteller es gewesen, der den Kunstjünger vormal's an Fäger zur Ausbildung empfohlen, so würdigte doch auch er das Gewicht der Gründe, welche Friedrich gegen den Zwang der akademischen Regel und „mancher Herz und Kraft einengenden Alltagsweise ihrer Lehren“ geltend gemacht, und begleitete die Briefe mit den beifälligen Schlußworten: „So dachte und empfand, die großen Alten nacheifernd, dieser edle Jüngling; so gehorchte er dem Wink des hohen Genius.“

Fritz blieb also, und mit diesem Entschlusse handelte er nicht unklug. Er und Psorr wären zu Paris noch weniger als zu Wien in ihrem Element gewesen, unter einer Gilde von Künstlern, welche mit großer Fertigkeit und technischem Geschick einem theatralischen Pathos huldigten. Und was die zu Hunderten aus Italien entführten Meisterwerke betrifft, so wären sie kaum in der Lage gewesen, dieselben ordentlich zu studiren; Statuen, Büsten, Basreliefs lagen in den Sälen neben und hinter einander „wie in einem Kaufmannsgewölbe“; weltberühmte Gemälde hingen weder im rechten Licht, noch waren sie nach Schulen geordnet. Und bevor die aufgehäuften Schätze alle in eine systematische Ordnung gebracht werden konnten, hatte das Rad der wandelreichen Fortuna sich abermals gedreht, und der Apollo Belvedere, die Transfiguration und ihre göttlichen Gefährten wanderten aus dem Exil wieder nach Rom zurück. Dort, in der ewigen Stadt, bekam sie Fritz zu sehen, nicht in Paris, wohin er niemals seinen Fuß gesetzt.

Für den Senator Overbeck waren diese Kunstgenüsse eine Entschädigung für so Vieles, was er in Paris entbehrte. Die gewöhnlichen Gesellschaftsfreuden, Diners und Aehnliches waren ihm, wie er dem Sohne schreibt, zuwider; neue Freundschaften, zumal in einer fremden Nation, „schließt man zwischen den 50ger und 60ger Jahren nicht mehr“. Seine diplomatische Existenz aber war „mit Zwang beladen und mit lauter schmerzlichen Gefühlen“. Der Glanz und Schimmer des triumphiren-

den Paris, seine Unterhaltungen und Zerstreuungen contrastirten zu schmerzlich mit dem Loos der heimischen Hansestadt, wo so manche seiner Landsleute in Elend und selbst in Hunger schmachteten. Nach einem traurigen Jahre wurde indeß seine Einsamkeit durch die Gegenwart einer jugendlichen Gefährtin belebt. Von einem seiner kurzen Besuche in der Heimath brachte der Senator im Sommer 1808 seine liebliche Tochter Betty mit nach Paris, deren Anwesenheit den ermüdeten Vater wunderbar erheiterte und erfrischte. Lotte, welche hernach an die Reihe gekommen wäre, wurde im Mai 1809 die glückliche Gattin eines Arztes in Lübeck, Dr. Leithoff; und als nun im folgenden November Senator Overbeck seine Vaterstadt zu einer dritten Mission verließ, nahm er als Stellvertreterin der Tochter Fräulein Hanne Güttschow, eine Verwandte aus einer mit seinem Hause eng befreundeten Nachbarmfamilie, Schwester des Syndicus Güttschow, nach der französischen Hauptstadt mit. Es war eine kunstbegabte muntere Dame, die früher in nachbarlicher Traulichkeit mit Friß verkehrt, an seinen künstlerischen Bestrebungen und Zukunfts träumen sympathischen Antheil genommen und „seine Schwester in Apollo“ gewesen. Die „pinselführende Muse“, wie der Vater Overbeck Fräulein Güttschow nannte, welche ihre Kunstübung auch in Paris unter Anleitung des Landschaftsmalers Girault fortsetzte, war indeß nicht der einzige erheiternde Sonnenstrahl in des Senators Einsamkeit.

Im Januar des folgenden Jahres (1810) hatte er die Freude, den jungen J. D. Passavant aus Frankfurt am Main, Pforrs intimen Freund, kennen zu lernen. Dieser befand sich damals noch als Volontär in dem Banthause von Rougemont zu Paris, und suchte den Lübecker Deputirten in dessen Wohnung (Hôtel des Princes, rue de Richelieu) ausdrücklich in der Absicht auf, „um den Vater von dem Overbeck kennen zu lernen, von welchem in jedem Briefe seines Freundes Pforr so Vieles und so Merkwürdiges vor-

komme" ¹. Der Ton, in welchem der Senator von ihm spricht, bekundet Wohlgefallen und Befriedigung. „Ein allerliebster Mensch, der Passavant!“ äußert er über den jungen Frankfurter, der seinerseits nicht weniger dankbar sich bezeigt und dem Sohne Overbeck — im April 1810 — den Vortheil, welchen ihm der Umgang mit seinem „würdigen und liebevollen Vater“ gewähre, als eine im fremden Lande besonders hochzuschätzende Wohlthat preist ².

In dem nämlichen Briefe, in welchem Senator Overbeck seinem Sohne von Passavant's Besuch erzählt, Paris 28. Januar 1810, fügt er hinzu: „Einen wackern Freund verkündige ich dir zuvor: den Herrn von Klinkowström; ein junger Historienmaler, aus Stralsund, inniger Freund von Runge in Hamburg ³. Dieser geht auf's Frühjahr ebenfalls nach Rom. Es ist ein edler, höchst gebildeter Mann.“ — Wir können in Anknüpfung an früher Gesagtes beifügen, daß Klinkowströms Briefe an Otto Runge, geschrieben in den Jahren 1808—1810 aus Paris, in ihren Berichten über die Kunstzustände daselbst mit denen des Senators Overbeck übereinstimmen, während sie zu gleicher Zeit Fritz's Entschluß rechtfertigen, bis zur Wanderfahrt nach Italien in Wien zu bleiben. Die jungen Maler vom Ostseestrand, der Stralsunder und der Lübecker, trafen nachher in Rom zusammen, wie es der Senator gewünscht, und nur die Ungunst der äußern Verhältnisse, welche sie bald

¹ Brief des Vaters Overbeck vom 28. Januar 1810. — Pforr hatte Passavant die Geschichte seiner Freundschaft mit Overbeck erzählt, „dessen engelreines Herz er ebenso hoch stellt, als seine eble harmonische Bildung und sein reiches Talent.“ Ab. Cornill a. a. D. S. 44.

² J. D. Passavant an Fritz Overbeck in Wien. Paris 15. April 1810. — Pforr, der die beiden einander näher gebracht, entwarf ein allegorisches Bild der Freundschaft, auf welchem die Namenszüge der drei Freunde, von einem Ring umschlossen, angebracht waren. Cornill a. a. D. S. 44.

³ Friedrich August von Klinkowström, Maler, Schriftsteller und Pädagog, geb. 1778, gest. in Wien 1835.

wieder örtlich trennte¹, hat verhindert, daß die gleichgestimmten Künstlerseelen zu engerer Freundschaft für's Leben sich verbanden.

3. Die St. Lukas-Bruderschaft.

(1808—1810.)

Pfors Bericht an Sarasin. Wintergerst, Sutter, Vogel und Gottlinger. Stiftung der St. Lukas-Bruderschaft. Bombardement Wiens. Die Professoren der Akademie. Opposition der Schüler. Overbecks späterer Brief an Metternich.

Der Faden der Erzählung kann nun am besten weiter geführt werden durch Einfügung eines Berichtes, welchen Franz Pfors über den Gang seines Kunst-Studiums im Jahre 1810 seinem Vormund und väterlichen Freunde, dem Schöffen Sarasin nach Frankfurt erstattete, und wovon eine Abschrift in den Händen seines Bundes-Genossen Overbeck hinterblieb. Seinen akademischen Bildungsgang zeichnend, erzählt Pfors darin zugleich die Geschichte seiner Freundschaft mit Overbeck, ihre ersten gemeinsamen künstlerischen Versuche und Bestrebungen zu Wien, aus denen schließlich ein neuer Bund, die St. Lukas-Bruderschaft, hervorgewachsen ist.

Geschichte des Studiums in Wien von F. Pfors
an seinen Vormund Herrn Sarasin in Frankfurt
geschrieben.

Ich kam hierher mit einem großen Verlangen etwas zu lernen, aber nur mit oberflächlichen Kenntnissen ausgestattet. Meine ganze Wissenschaft bestand in einiger Beurtheilung, ob ein Gemälde aus dieser oder jener Schule sei; dieses hatte ich Gelegenheit in der Galerie in Cassel zu lernen, sonst aber war ich in theoretischer und praktischer Hinsicht ein Neuling in der Kunst. Doch besaß ich für meine Un-

¹ Vgl. F. A. von Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biographische Skizze von dessen Sohne Alphons von Klinkowström. Wien 1877. S. 118.

wissenheit noch einen ziemlichen Muth, weil ich glaubte, daß einige Arbeiten, welche ich unter der Anleitung und mit Hülfe des Herrn Hummels¹ gemacht hatte, die Werke meiner Hand seien. Ich hatte mich sehr betrogen. Ueberdies fehlte mir noch eine bestimmte Ansicht über die Kunst und ihre Erlernung. Für die hiesigen Künstler und besonders für die Professoren hatte ich aber die höchste Achtung und Ehrfurcht. So kam ich hier an und verlor mich unter den hunderten von Schülern der Akademie. Es war schwer einen Platz auf derselben zu erhalten, ich bekam auf vieles Anhalten einen in der Schule des Professor Maurer², wo nach Handzeichnungen gezeichnet wird, und einen in den Sälen, wo die antiken Statuen stehen. Meine Freude darüber war unbeschreiblich. Ich war nun wirklich fleißig, zeichnete aber ohne Auswahl was mir vorkam, weil ich glaubte, einem Anfänger sei alles nützlich.

In dieser Zeit lernte ich zwei junge Künstler kennen, deren Umgang den größten Einfluß auf mich hatte. Der eine sah die Kunst bloß als ein mechanisches Machwerk an und spöttelte über alles was ich in Nebenstunden that; der andere that dieses zwar nicht, doch schadete mir sein Umgang fast noch mehr, weil er als ein lebenswürziger und wirklich vortrefflicher Mensch mich mehr anzog, als das kalte Benehmen des ersteren, und er mit einer unbeschreiblichen Fertigkeit im Zeichnen, die öfters in's Flüchtige, Oberflächliche ausartete, eine Manier verband, die ganz wider die Natur stritt; allein seine Sachen gefielen auf den ersten Anblick und besonders entzückte mich seine schnelle und leichte Art zu zeichnen; was war natürlicher, als daß ich suchte in seine Fußstapfen zu treten. Ich bat mir von ihm einige gezeichnete Köpfe aus und setzte mich ganze Nächte hin, um mich in dieser Art zu üben. Es fiel mir äußerst schwer zu meinem größten Leidwesen, doch blieb so viel, daß man deutlich den Nachahmer von ihm mir ansah.

Während dieser Bemühung kam Overbeck hierher, ein junger Mensch aus einem guten Haus und einer vortrefflichen Familie, der gegen die übrigen gewaltig abstach. Ich wurde bald mit ihm bekannt und fand mich besonders zu ihm hingezogen. Er kam täglich, wir zeichneten und machten Versuche im Componiren zusammen, und ver-

¹ Maler Ludwig Hummel, geboren in Neapel, Schüler W. Tischbeins. Er wurde 1825 Director der Akademie in Kassel.

² Hubert Maurer, geb. 1738, gest. 1818 als Professor der Akademie der Künste in Wien.

lebten so recht angenehme Tage. Indessen reizte die Manier des jungen Künstlers, die mir so gefährlich war, auch ihn; mit Leichtigkeit faßte er sie auf, und da er mit einem besonderen Schönheits-Gefühl leicht eine Fertigkeit in irgend einem praktischen Theil der Kunst erlangt, so ging er mit Riesenschritten auf der Bahn fort, auf der ich nur hinschlich. Er zeichnete äußerst reinlich und hübsch Figuren nach antiken Statuen, indessen ich mich zermarterte einen Kopf zu zeichnen¹.

Jetzt kommt eine Epoche meines Hierseins, die ich gerne mir zu Ehren mit Stillschweigen übergehen möchte, allein ich würde von der Wahrheit zu sehr abweichen, wenn ich es thäte. Die Fortschritte dieses jungen Menschen thaten mir in der Seele weh, da ich nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte; ich beneidete ihn, und meine Zuneigung verschwand mit jedem Lobspruch, den ich über ihn hörte, mehr und mehr, und unsere Freundschaft starb schon im Entstehen.

Jung und Rinald² kamen jetzt hier an, ich hatte sie beide schon früher gekannt; sie sollten mir das ersetzen, was ich an Overbeck verlor. Ihr Lob über ihn erhielt meinen Reiz, und ich zog mich so zurück, daß wir bald nur bloße Bekannte waren. Ich Thor ahndete nicht, welch einen Menschen ich von mir stieß. Ich machte jetzt mehrere Bekanntschaften und besonders eine, die in der Folge vielen Einfluß auf mich hatte, ich lernte den bekannten Maler Wächter kennen. Ich bemerkte, daß seine Arbeiten mit denen, die ich von andern Künstlern sah, gar nicht übereinstimmten; indem diese jeden Gegenstand nach ihrer eigenen Manier zuschnitten, bezeichnete dieser jedes Bild mit dem eigenthümlichen Charakter, den die Zeit und die Art des Gegenstandes bestimmte. Ich fühlte den Vorzug, doch nur flüchtig, und dachte zu wenig darüber nach, um einen deutlichen Blick in diese

¹ Schon um diese Zeit also machte sich Overbeck jene Sicherheit des Auges und der Hand zu eigen, die ihn bald befähigte, einen Akt mit der Feder ohne Bleistift-Vorzeichnung nach der Natur zu zeichnen.

² Jung ist vermuthlich der Sohn des Hofraths Franz Wilhelm Jung aus Hanau, der später in Mainz lebte, woselbst Overbeck am 3. September 1831 Vater und Sohn Jung besuchte.

Wolff Rinald aus Kassel, Sohn eines Kaufmanns israelitischer Abkunft, wurde durch Krankheit seines Vaters veranlaßt, die begonnene künstlerische Laufbahn wieder aufzugeben und in das väterliche Geschäft einzutreten. Er starb in Kassel 1860.

Sache zu bekommen. Ich hatte angefangen nach dem hiesigen Lehrsystem Gips-Köpfe grau in grau zu malen, aber mit dem schlechtesten Erfolg, und mein einziger Wunsch war nur etwas nach einem Gemälde kopiren zu können, besonders in einer Galerie. Ich ging zu dem Direktor Fäger, hielt darum an und zeigte ihm dabei einiges von meinen Arbeiten; ich hatte kurz zuvor angefangen mich mit einigem Ernst auf ländliche und militärische Gegenstände, wobei besonders Pferde vorkamen, zu legen; es muß ja wohl als etwas neues überrascht haben, denn er munterte mich auf und versprach mir einen Platz in der kaiserlichen Galerie, die bis jetzt noch gesperrt war, und rieth mir in das Thierhospital zu gehen. Ich folgte ihm und mit vielem Nutzen. Die Galerie wurde nun geöffnet; ich meldete mich und wurde grade abgewiesen als noch nicht fähig dazu; dieses brachte mich beinahe ganz in Verzweiflung, ich hatte meinen Plan zu studiren ganz auf das Kopiren gemacht, und nun scheiterte dieses alles. Bis jetzt hatte ich immer ohne ein bestimmtes Ziel gearbeitet, ich machte bald dieses bald jenes, ich fühlte das Ungereimte dieses Studirens wohl, wußte es aber nicht zu ändern; ich schwankte zwischen Natur und Manier, und die letztere hätte wohl den Sieg erhalten, wenn nicht Aenderung in meinem Ganzen vorgegangen wäre.

Ein unangenehmer Vorfall trennte Jung einigermaßen von mir. Ich verlor viel dadurch, denn er ist ein guter grader Mensch und nur ein einmal gefaßtes Mißtrauen konnte eine Trennung nöthig machen; ich fand mich sehr allein, denn mit Rinald konnte ich mich selten ganz über die Kunst vergleichen.

Es fügte sich, daß Overbeck eine Wohnung nahm, die sehr nahe an der unsrigen ist, daher kam es, daß unser Umgang, der beinahe ganz erloschen war, wieder anfang. Er kam öfterer zu uns und ich zu ihm; er empfing mich immer mit lebenswürdigem Zuvorkommen und einer Offenheit, die mich desto mehr beschämte, je mehr ich wußte, daß ich sie nicht verdient hatte. Ich sah die Fortschritte, die er in seinen Arbeiten gemacht hatte, und der Gedanken stieg in mir auf, diesen Menschen so zu lieben, daß der Neid über seine Vorzüge vor mir nie mehr Raum in mir erhalten sollte. Offenheit ist in solchen Sachen immer das Beste; ich gestand meinen Fehler, bat um Verzeihung und seine Freundschaft, er versicherte mich äußerst gerührt, es wäre längst sein sehnlichster Wunsch gewesen, eine nähere Verbindung zwischen uns zu sehen. Wir verstanden uns und kamen überein, gemeinschaftlich unsere Studien zu betreiben, und einer sollte dem andern verbunden sein, jede Fehler die er in seinen Arbeiten sähe

frei zu sagen. Eine Uebereinkunft war besonders, daß fremdes Lob des einen ebenso wohl einen als der Tadel treffen sollte.

Von diesem Tag an kann ich fast nur den eigentlichen Anfang meines Studirens rechnen. Sogleich berathschlagten wir was am nöthigsten und nützlichsten zu thun sei. Er hatte eine Composition angefangen, Jason kommt zu seinem Oheim dem König [Pelias], die er zu malen wünschte. Ich bezeugte große Lust ein gleiches zu thun, er munterte mich dazu auf, und ich fing eine Scene aus Abolf dem Kühnen Raugraf von Dassel an. Wir suchten dem Hauptzweck des Künstlers durch Gespräche dabei auf die Spur zu kommen; unser Resultat war ungefähr das: der Künstler müsse hauptsächlich darauf sehen, daß seine Composition nach den hergebrachten Regeln sei und daß Kleidung, Landschaft und andere Umgebungen so viel als möglich getreu wären. Dieser ging für das erste unser Einbringen in Kunst und Natur nicht. Auf eine gewisse Harmonie sahen wir und malten unsere Bilder in breiten Massen ohne gehörige Ausführung hin. Alle Abende waren wir zusammen und beredeten uns über die Kunst. Es schien uns vortheilhaft zu sein, mehrere Skizzen zu malen; dieses ging leicht von der Hand, man hatte bald etwas gemacht, das in gehöriger Entfernung leidlich aussah. Als wir einst bei einander waren, kamen wir auf den Gedanken, ob nicht der Charakter, den eine jede einzelne Farbe hat, für die Malerei zu benutzen wäre. Wir glaubten bemerkt zu haben, daß Menschen, welche sich nach ihrem Geschmack kleiden können, gewöhnlich Farben wählen, die ihrem Charakter angemessen sind; wir sahen dieses in der neueren Malerei ganz vernachlässigt; mehrere Proben wurden gemacht und für gut befunden. Die herzlichsten Ergießungen fanden dabei statt; wir zogen uns ganz zurück, die einsamsten Spaziergänge waren uns die liebsten, wo wir ungestört uns einander unsere Gedanken eröffnen konnten.

Dem edlen zarten Gefühl für Tugend und Sittlichkeit meines Freundes verdanke ich die Ueberzeugung, daß ein Maler, um groß zu sein, nicht allein Künstler sondern auch Mensch sein muß. Lessing sagt: „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth“; daß aber der empfindende diesen noch weit übertrifft, zeigte mir Overbeck. Unsere Behandlungsart der Kunst wollte uns jetzt nicht mehr genügen, unsere Arbeiten gaben uns jetzt nicht den Genuß, den unser Innerstes von einem Werk fodert. Ich äußerte die Lust etwas zu malen, indem ich auf einen möglichen Grad von Ausführung und Bestimmtheit hinstreben möchte; Overbeck munterte mich auf und ich malte einige Figuren bis an den halben Leib sichtbar. Wer einmal etwas Gründ-

liches gekostet hat, der kann nicht wieder an einem flüchtigen Sinnen-Reiz Geschmack finden; so ging es uns auch. Ein neues Licht zeigte sich: nach Bestimmtheit, die nur durch Ausführung erlangt werden kann, strebten wir von jetzt. In dieser Zeit bekam ich den Brief, in welchem Sie eine Arbeit von mir verlangten, um sie in Frankfurt vorzeigen zu können. Ich wählte den Wallenstein in der Schlacht bei Lützen; der stäte Geist dieses Mannes, der sich in diesem schrecklichen Moment so entscheidend zeigt, ergriff mich. Overbeck von seinem sanfteren Charakter geleitet fing fast mit mir zu gleicher Zeit die Auferweckung des Lazarus an. Wir suchten beide alles mögliche zu thun, was in unsern Kräften stand.

Wir waren bis in die Mitte unserer Arbeiten gekommen, als wir die kaiserliche Galerie besuchten, die wir seit unserem Freundschaftsbündniß nicht gesehen hatten. Bei unserem Eintritt kann ich fast sagen erschrocken wir: alles zeigte sich uns anders, an einer Menge von Bildern eilten wir unbefriedigt hinweg, die uns vorher angezogen hatten, und andere hingegen, die uns ehemals kalt gelassen hatten, rissen uns nun unwiderstehlich hin. Keiner wagte dem andern seine Gedanken mitzutheilen, weil jeder fürchtete, eine gewisse Eitelkeit leitete sein Urtheil; endlich eröffneten wir uns, und wie überraschend war es, daß einer wie der andere dachte! Bilder von Tintoret, Paul Veronese, Maratti, ja selbst welche von den Caraccis, von Coreggio, Guido und Titian, die wir sonst angestaunt hatten, machten nur eine sehr schwache Wirkung noch, wir sahen oft ein kaltes Herz hinter kühnen Pinselzügen und schönen Farben verborgen, oder daß der Maler zum höchsten Ziel sich nur die Erweckung einer sinnlichen wohlküstigen Empfindung genommen hatte. Hingegen konnten wir uns kaum losreißen von einer heiligen Justina von Bordenone¹, von ein paar Bildern von Michel Angelo, Perugino und einem aus der Schule von Raphael. Mit Freuden sahen wir bei ihnen bestätigt, was uns unser Innerstes über die Behandlung der Kunst sagte. Die Maler der niederländischen Schule schienen uns ihre Gegenstände oft zu unwürdig ausgesucht, oder die erhabeneren zu niedrig vorgestellt zu haben; was sonst uns Natur bei ihnen dünkte, schien uns jetzt oft Karikatur. Wir eilten in die deutsche Schule, wie angenehm überraschte sie uns, wie lieblich und rein sprach hier jede Empfindung uns an. Manches schien uns sonst hier steif und gezwungen, jetzt mußten wir gestehen, daß das

¹ Jetzt als ein Werk Moretto's erkannt.

beständige Betrachten von Gemälden, welche eine jede Verrichtung, wenn sie auch noch so gewöhnlich ist, in einer übertriebenen oft bis zum Lächerlichen affectirten Stellung zeigten, unser Urtheil irre geführt hatte, und daß wir bestwegen diese aus der wirklichen Natur aufgefaßten Gebärden für steif und ohne die gehörige Bewegung geachtet hatten. Die edle Einfalt sprach mit der bestimmten Charakteristik laut an unser Herz, hier war keine Bravour des Pinsels, keine kühne Behandlungsart, einfach stand alles da, als wäre es nicht gemalt sondern so gewachsen. Wir verweilten lange Zeit hier und verließen das Zimmer mit der größten Ehrerbietung. Jetzt kamen wir in den Saal, in welchem kopirt wurde. Der Abstand war groß. Mit breiten Pinseln wurden hier nach Regeln gemischte Farben aufgetragen und systematisch vermalt, eine brillante Farbe war das höchste Bestreben, und ob sie der Natur gleich käme der letzte Gedanken dabei. Wir fanden keinen Genuß und eilten bald weiter.

Diese neue Wirkung der Gemälde veranlaßte mancherlei Bemerkungen und besonders darüber, daß wir fanden, unsere Ansicht der Behandlungsart der Kunst müsse richtig sein, da sie uns den wahrhaft großen Meistern näher brachte. Da die Pinselstriche nur nothwendige Uebel und Mittel zu dem Zweck sind, so fanden wir es lächerlich, damit zu prahlen und einen Werth in die Kühnheit zu legen, mit welcher sie hingesezt sind. Ferner fanden wir, daß nur ein Mangel an Achtung für den Zweck der Kunst dieses veranlassen kann, in[dem] der Maler durch diese Behandlungsart den Anschauer von der Hauptsache des Bildes abzieht und seine Aufmerksamkeit dahin zu leiten sucht, mit wie vieler Behendigkeit er mit einem so großen Gegenstande umgesprungen sei. Dieses alles machte uns aber aufmerksamer auf die jetzigen Künstler. Wir hatten lange Zeit, bloß auf unseren Umgang eingeschränkt, fast nichts von den Lehrern der Akademie und den andern hiesigen Malern gesehen; jetzt suchten wir das, um einen zu finden, an den wir uns anschließen könnten, allein zu unserer Betrübnis thaten wir dieß umsonst. Ueberall fanden wir die Künstler durch Gewohnheit und Vorurtheil beengt, ohne Kraft sich an das zu wagen, was nicht ihre Lehrer auch gethan hatten. Eine herrschende Manier fanden wir überall eingerissen, die sich zwar bei diesem oder jenem anders zeigte, im Ganzen aber immer ein Abweg von der Natur ist, durch welche der Künstler zum Ideal gelangen soll. Und dann konnten wir es gar nicht zusammen passen, wie ein Maler der heiligen Geschichten ein so anstößiges Leben führen kann, daß er uns einen weisen Salomo oder einen Sokrates auf seinen

Gemälden zeigen will, indem er und seine Aeußerungen einen vorurtheilsvollen ungesitteten Menschen zeigen; wie Künstler die Unverschämtheit haben können zu behaupten, ihnen zieme eine Lebensart, die man bei jedem andern Menschen thierisch sinnliche Ausschweifung nennen würde, weil sie über die gewöhnlichen Verhältnisse erhaben sein müßten — das letztere ist richtig, aber in einem andern Sinn: den Künstler muß seine Phantasie über seine wirkliche Lage hinwegsetzen, aber ihn dabei höher leiten wie er als Mensch steht, und ihn nicht unter seiner angeborenen Würde erniedrigen. Es wunderte uns jetzt nicht mehr, da wir hörten, wie Maler unter sich selbst von ihrer Kunst sprachen, daß sie in so wenig Achtung steht, da sie dieselbe nur durch eine Art Malerei erzwingen wollen, die das Herz kalt läßt, und dabei selber oftmals rohe ungesittete Menschen sind, die ihr größtes Verdienst gewöhnlich nur in einer Künstler-Schnurre suchen. Hunderte von Beispielen drängen sich mir auf, das Gesagte zu beweisen, daß nicht Stolz, Männer übersehen zu wollen, die an Jahren wie an Ruf so weit über mir sind, mich dazu treibt, dieß zu sagen. Denn oft überlegten wir selbst, von dem Gedanken geängstigt, so allein unter der Menge von Künstlern zu stehen, ob nicht eine gewisse Unbiegsamkeit oder Eitelkeit einen eigenen Weg zu gehen, uns antrieb das zu verwerfen, was so viele Maler, die von hunderten von Schülern für geschickte ja selbst für große Männer anerkannt werden, genehmigten. Aber immer konnten wir uns mit freiem Gewissen antworten, nach der Wahrheit ist nur unser Bestreben. Doch einen Mann kannten wir, der nach unserem Gefühl den ehrenwerthen Namen Künstler in jeder Hinsicht verdient, Wächter, dieser bescheidene nur zu sichtbar vernachlässigte Mann; doch er ging früher von hier weg, ehe unsere Gedanken bestimmt waren und wir größern Nutzen von seinem Umgang hätten ziehen können. Wir hatten uns fest vorgenommen, nie durch die geringste Ueberredung einen Menschen auf unsere Seite zu bringen; sollte von selbst sich einer an uns schließen, so würde dieses dann ein Zeichen der Wahrheit unserer Gesinnungen sein. Sie können leicht denken, daß wir zwei junge Leute durch diese Absonderung zu vielem Spott Anlaß gaben; wir duldeten ihn und schwiegen.

Seit einiger Zeit studirte auf der Akademie ein junger Mensch aus Schwaben, Namens Wintergerst. Er machte starke Fortschritte, war sonst still und bescheiden und ertrug gelassen die Verachtung von manchem wohlunterstützten Müßiggänger wegen seiner dürftigen Lebensart, denn er lebte sparsam von einigen Stunden, die er im Zeichnen gab, damit er so viele Zeit als möglich zu seinen

Studien bekam. Er wurde mit uns bekannt und schloß sich sogleich mit der größten Innigkeit an uns. In allem was er machte, zeigte er einen großen Sinn für das Erhabene der Kunst; wir rathen ihm die Bearbeitung der Geschichte des alten Testaments an; mit wie vielem Dank nahm er es an, und der Erfolg bewies, daß unser Rath gut war. Er machte sogleich etwas in dieser Art¹, wobei wir über die Größe der Charaktere und die Würde des Ausdrucks erstaunten. Nun waren wir schon drei, die zusammen wirkten.

Unsere Bilder wurden fertig, das meinige ging nach Frankfurt; Sie nahmen es so gütig auf und Ihre Briefe darüber waren so aufmunternd, daß ich einen Gedanken, ein Bild mit mehreren Figuren zu malen, ins Werk setzte. Wir wurden nun noch mit zwei jungen Leuten bekannt: einer, Vogel aus Zürich, widmete sich der alten Schweizer Geschichte, der andere Namens Hottinger, auch von dorthen, hatte sich zum Beruf Vorstellungen aus dem jetzigen Leben gewählt. Wir wurden enig, alle vierzehn Tage zusammen zu kommen und unsere Arbeiten gemeinschaftlich zu beurtheilen. Auch diese gewannen wir ohne unserm Vorsatz ungetreu zu werden; jetzt standen also schon fünf da. Wir hatten uns vorgenommen, daß jeder ein gemaltes Nachtstück auf eine gewisse Zeit liefern sollte. Ich malte dafür ein kleines Bildchen: ein Mann welcher nach Haus kommt und sein Weib bei der Arbeit findet; ich wählte diese ruhige häusliche Scene, weil das Bataillenmalen mir nicht mehr genügen wollte. Denn die Vorstellung einer Scene, die aller Größe des Eindrucks ungeachtet doch immer die Verderbtheit der Menschen zeigt, schien mir nicht mehr so ganz der würdige Vorwurf der Malerei zu sein. Nachdem fing ich das Bild an, wie Rudolf von Habsburg den Bürgern von Basel verzeiht und seinen Einzug in diese Stadt hält. Meine Ansichten von der Kunst hatten sich um vieles geläutert, aber doch waren sie noch sehr beschränkt. Ich glaubte durch die bloße Anwendung der Natur auf eine Stufe der Vollkommenheit zu gelangen; zum Glück für mich suchte ich in den Geist des Mittelalters so viel als es mir möglich war einzubringen, und die Natur zeigt sich da schöner als jetzt; ich glaubte, der Künstler müsse bloß durch moralische Gegenstände an das Herz sprechen und zu bilden suchen: dieses ist wahr, allein durch Schönheit, die sein Werk beleben soll, erfüllt er diesen Zweck viel

¹ Im ersten Entwurf dieses Berichts steht: „Er fing sogleich ein Bildchen an: Abraham erhält sein Weib Sarah von dem egyptischen König Pharao zurück.“

besser, denn wahre Schönheit des Körpers brüdt bei dem Künstler auch die Vorzüge des Geistes aus und wirkt unstreitig wohlthätiger auf die Bildung des Menschen; doch davon wußte ich noch nichts.

Ein junger Maler von hier Namens Sutter, der schon länger die Akademie besucht und sie genau kennt, machte mit Overbeck Bekanntschaft; seine Sachen machten den lebhaftesten Eindruck auf ihn. Es war mir, so äußerte er sich nachher über meinen Freund, als ob mir ein Bruder geboren wäre, als ich die Arbeiten sah. Er kam denn auch zu mir, und unsere Gesellschaft hatte ein neues Mitglied gefunden. Vereint arbeiteten wir jetzt vorwärts nach einem Ziel, durch unsere Zahl muthig gemacht. Was uns vorzüglich zu beweisen schien, daß unsere Ansicht von der Kunst richtig sein mußte, war, daß so sehr wir mit einander einverstanden waren, doch jeder einen eigenen Weg ging, ohne den andern nachzuahmen. Wir erhielten jetzt viele Besuche von Künstlern, und die Stimme war ziemlich allgemein, unser Weg sei vortrefflich, doch konnte sich keiner überwinden mit uns zu gehen. Wir fanden zwar, daß je weiter wir so fortgingen, wir uns immermehr von den Grundsätzen der Akademie entfernten, dagegen fanden wir, daß wir uns der Art der alten Maler immer mehr näherten, und die Fortschritte, die unsere Gesellschaft machte, waren bedeutend.

Bis jetzt waren wir nur in eine Gesellschaft zusammen getreten, die wenn uns das Schicksal trennte, wohl aufgehoben sein würde. Den 10. Juli vergangenen Jahres [1809] feierten wir unsern Jahrestag durch ein Abendessen; wir unterredeten uns dabei über den jetzigen Zustand der Kunst, lebhaft fühlten wir alle, wie sehr sie gesunken sei, und alle boten wir uns, fast alle zugleich, an, was in unsern Kräften liege, zu ihrer Wiederherstellung anzuwenden. Wir gaben uns die Hände und ein Bund war geschlossen, der hoffentlich fest bestehen soll. Dabei wurden wir einig, jedes Gemälde, das wir verfertigten, so gut es anginge den versammelten Mitgliedern vorzustellen: fänden sie es nach einer unparteiischen Untersuchung für würdig, so sollte es mit einem Zeichen versehen werden. Dieses ist ein Blättchen, worauf ein heiliger Lukas ist, welches auf die Rückseite des Bildes befestigt wird.

Wir studirten jetzt fleißig weiter bis auf den Herbst, wo uns ein Mitglied, Wintergerst, verließ, um nach München zu gehen, wo er einige Hoffnung hatte, Unterstützung zu einer Reise nach Rom zu erhalten. Ehe er abreiste, zeigte er noch seine erlangte Geschicklichkeit an mehreren Bildern, besonders an einem, welches den Prome-

theus vorstellte, wie er die Pandora mit der gefährlichen Büchse ausschlägt, die Figuren waren kolossal. Nach seiner Abreise wurde ich krank und konnte erst zu Ende des Jahres wieder zu arbeiten anfangen. Allein in mir war eine bedeutende Aenderung vorgegangen: ich hatte sonst nur die Natur oft mit ihren Zufälligkeiten nachzuahmen gesucht, jetzt genügte mir dieses nicht mehr, ich fühlte, daß der Künstler einem höhern Zweck entgegen arbeiten sollte und daß nur der Sinn für das wahrhaft Schöne dahin führen kann.

Mit meinem Freunde Overbeck sprach ich viel darüber. Er äußerte sich, daß es ihn freue, daß ich dieses jetzt einfähe, allein er fände es für gut, daß ich auf dem Weg der Natur zu dieser Erkenntniß gekommen sei. Denn die Geschichte der Maler bezeichne uns mehrere, die ihren Sinn für das Schöne früher als für die Natur ausgebildet haben, und die auf diesem Weg bei dem größten Talent verloren gegangen sind.

Das Resultat unserer Gespräche war ungefähr folgendes. Der Künstler soll uns durch die Natur in eine höhere idealische Welt versetzen; unterläßt er dieses und bringt blos die Natur in Ausübung, so thut er bei weitem nicht genug und zeigt uns blos Dinge, die man leicht täglich sehen kann und zwar in der Wirklichkeit, die der Kunst immer vorgeht, und durch dieses wird der Werth sehr verringert. Arbeitet er aber blos nach einem Ideal, ohne sich an die Natur zu kehren, so wird seiner höhern Welt aller Reiz fehlen, und ganz kalt werden uns oft die schönsten Gedanken lassen; denn die Natur liegt uns immer am nächsten und hat daher die größte Wirkung auf uns.

So weit stehen wir jetzt. Was wir thaten, um in dem praktischen Theil der Kunst uns zu vervollkommen, habe ich nicht beschrieben. Doch kann ich Sie versichern, daß wir es, so sehr wir uns auch bemühten in den Sinn der Kunst einzubringen, als eine große Hauptsache nie aus den Augen ließen; denn wir sehen ein, daß der bloße theoretische Maler so wenig ist als der blos praktische.

Meine Gedanken, welchen Theil der Malerei ich als den für mich am geeignetsten ergreifen soll, sind folgende. Meine Neigung zieht mich in die Zeit des Mittelalters, wo sich die Würde des Menschen noch in voller Kraft zeigt. Auf dem Schlachtfelde wie in der Rathsstube, auf dem Markte wie in dem häuslichen Kreis spricht sie sich deutlich und bestimmt aus; der Geist dieser Zeit ist so schön und von den Künstlern so wenig benutzt. Das Fabelhafte knüpft sich oft an das Wahre, selten ohne Moral, in allem herrscht ein sinniges Wesen,

das der Kunst so sehr geeignet ist. Dieses soviel als möglich zu erreichen ist mein Zweck. Doch sollte dieses nicht mit gehörigem Beifall aufgenommen werden, so bin ich zu etwas anderem bereit, das dem herrschenden Geist dieser Zeit angemessen ist. Militärische Scenen aus den letzten Kriegen finden immer Beifall und Liebhaber; einige Neigung macht mir dieses Fach angenehm. Daß ich einiges Talent dafür habe, zeigte mir die gute Aufnahme einiger Arbeiten in dieser Art. Im Fall der Noth soll dieses mein Schutz sein, wenn andere Künstler das Portraitmalen dazu gebrauchen, worin ich aber ziemlich unglücklich bin.

Franz Psorr.

Wenn unsere Aufmerksamkeit zumeist auf Overbeck und Psorr sich concentrirt, so müssen wir nun auch die talentvollen jungen Geister etwas näher in's Auge fassen, welche sich um die Beiden in dem Verlangen schaarten, auf sicherem Fundament eine richtige Kunsttheorie zu begründen.

Joseph Wintergerst¹, der zuerst sich ihnen anschloß, hat trotz der kühnen und verheißungsvollen Anfänge, womit er die jungen Gefährten in Erstaunen setzte, einen hervorragenden Rang in der Kunst nicht erstiegen. Er besaß einen aufgeweckten Sinn, war arbeitsam und kenntnißreich, dabei voll Selbstverleugnung, Demuth und Treue. Ein neidloses Gemüth und wahrhaft edler Charakter, der, wie Cornelius bezeugt, für die Kunst eine jugendliche Liebe und Begeisterung bis an's Ende sich erhielt, schloß er seine Laufbahn in dem schlichten Amte, das einst Cornelius' Vater bekleidet, als Inspektor der Düsseldorfer Akademie. In Wien, wohin er von der Kunstschule in München gekommen, hatte er den akademischen Lehrgang bereits durchgemacht, als er mit den friedlichen Neuerern Psorr und Overbeck in Verbindung trat. Er stand bald auf dem besten Fuße mit ihnen, und wie an ihren geselligen Zusammenkünften,

¹ Geb. zu Schreßheim bei Ellwangen 1783. Nach H. Wiegmann, die Kunst-Akademie zu Düsseldorf (1856), wäre Wintergerst in Wallerstein geboren.

so nahm er auch an ihren Ausflügen in die schöne Umgegend Wiens gerne Theil¹.

Ludwig Vogel (geb. 10. Juli 1788) war das einzige Kind eines vermöglichen Zuckerbäckers von Zürich, der ihn im Frühjahr 1808 nach Wien schickte, um in der Malerkunst und in der Zuckerbäckerei gleichzeitig sich auszubilden². Er besaß Fähigkeiten, welche ihn berechtigten, nach dem Ruhmestitel eines schweizerischen Historienmalers zu streben, den er nachmals erworben; aber als ein pflichttreuer Sohn hätte er sich darein ergeben, die Conditor-Profession zu betreiben, hätte nicht sein Vater selbst im Jahre 1810 sein bisheriges Gewerbe aufgegeben, um sich an einer Baumwollspinnerei zu betheiligen, wodurch auch ihm volle Freiheit ward, seiner angeborenen Neigung zu folgen. Er war bei seiner Ankunft in Wien (Mai 1808) in die Akademie eingetreten und schon nach wenigen Monaten mit Overbeck und Psorr bekannt geworden, die von der offenerzigen Geradheit und dem gesunden Menschenverstand des Alpensohns sich angezogen fühlten. Das freundschaftliche Verhältniß, welches daraus entsprang, wurde für beide Theile ersprießlich; sein „frisches Schweizerblut“ erheiterte sie, und ihr Wissen und Verständniß verlieh ihm geistige Anregung. In ihrer Gesellschaft empfand er zuerst, was ihm an technischer Vorbildung noch

¹ So begleitete er im Jahre 1808 die Beiden auf einer zweitägigen Wanderung in die Brühl bis Alland, und machte im selben Jahre noch in Gesellschaft von Psorr, Overbeck und Vogel eine Fußreise (Psorr's dritte und Overbecks zweite Tour) um den Schneeberg, mit folgenden Stationen: „1. Tag Neustadt; 2. über das ungarische Dorf Neuborf nach Gloggnitz; 3. Tag über Schottwien nach Reichenau; 4. L. bei dem Jäger im Höllenthal; 5. L. über Schwarzauf die Karalpe; 6. L. Mariahilf-Berg; 7. L. auch da; 8. L. Alland; 9. Tag Wien.“ (Tagebuchnotiz von Psorr.)

² Denn „die Zuckerbäckerei der k. Residenz in Wien galt ebenso sehr als die hohe Schule der Confitserie, wie die dortige Akademie für die Malerei“. Das Leben L. Vogels. Neujaarsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich 1881. S. 8.

abging; auch seiner mangelhaften Kenntniß der biblischen Geschichte ward er inne und veranlaßt, das alte Testament zu studiren, ebenso wie später den Thomas a Kempis. In materieller Beziehung blieb Vogel allezeit der am meisten vom Glück begünstigte der ganzen Bruderschaft¹.

Johann Konrad Hottinger, sein Landsmann (geb. 1788), war der Sohn eines in Wien lebenden kinderreichen Züricher Bürgers, bei welchem Ludwig Vogel bei seiner Ankunft in Wien Quartier nahm. Es herrschte ein angenehm geselliges Wesen in diesem Familienkreise, in dessen Mitte die jungen Malerbrüder sich gerne einstellten und bei Musik, Lektüre und munterem Gespräch, woran auch die heranblühenden vier Töchter theilnahmen, erheiternde Erholung fanden². Konrad selbst spielte hierbei nicht die schwächste Rolle, denn er besaß viel Nachahmungstalent und ein ausgeprägtes Organ für das Lächerliche. Er war der Komiker der Genossenschaft, gewandt im Karrikaturenzeichnen, und die Brüder gaben sich anfänglich der Hoffnung hin, ein deutscher Hogarth könnte in ihm erstehen. Sie täuschten sich. Es fehlte ihm an Ausdauer. Er ging niemals ernstlich auf die eigentlichen Bestrebungen seiner Gefährten ein, und selbst als ihn die Großmuth von Vogels Vater in den Stand setzte, drei von ihnen nach Rom zu begleiten, zog er daraus nur wenig Gewinn. Er starb im Alter von

¹ Das Leben L. Vogels a. a. O. S. 13. 22. Am meisten fühlte er sich von Overbeck angesprochen. Seinen Eltern kann er „nicht genug sagen, wie ein geschickter und bescheidener Mensch das sei“. Seine Bekanntschaft sei ihm unschätzbar. (16. Juni 1808.)

² Eine dieser Töchter scheint in Overbecks jugendlichem Herzen eine stille Neigung entzündet zu haben, die er aber männlich bekämpfte. Er nannte sie in späteren Briefen seinen „leitenden Engel“. Sie wurde die Gattin eines Professors Schwab in München, mit dem sie im Jahre 1810 nach der bayrischen Hauptstadt übersiedelte. Reidlos freute er sich ihres Glückes, aber Zeilen von ihr sind ihm „theurer wie Reliquien“.

vierzig Jahren, ohne als Künstler eine Bedeutung erlangt zu haben.

Ein heilsames Element brachte Joseph Sutter in den Kreis, der ehrliche Sutter¹, wie er in so manchen alten verbliebenen Briefen heißt. Er war der älteste unter den Genossen. Charakterfest, einsichtsvoll, eifrig, wirkte er durch sein Beispiel als Sporn, durch seine Lebenserfahrung zügelnd auf die feurigen Stürmer. Mißtrauisch auf die eigenen Fähigkeiten, arbeitete er dabei emsig an der Erweiterung seiner Kenntnisse, und so war er auch von dem Tage an, da der junge Overbeck an der Akademie seine Aufmerksamkeit und sein Staunen erweckt hatte, darauf bedacht gewesen, ihm näher zu kommen, um ihn über die Kunst zu befragen. Die Art, wie er noch in späteren Briefen dieses ersten Besuches bei dem bewunderten Lübecker gedenkt, ist bezeichnend für sein demüthiges Wesen. Schüchtern und mit pochendem Herzen habe er an der Glocke von Overbecks Stube gezogen, und als er dann seine Tritte vernommen, sei er noch unruhiger geworden. „Schnell öffneteſt Du die Thüre und standst mit seelenvollem Lächeln vor mir; wir begrüßten uns mit einem Händedruck und ich betrat mit Ehrfurcht Dein geweihtes Zimmer — es war mir als ob ich die Wohnung eines Heiligen oder eines idealischen Künstlers beträte. Da begannst Du den Faden unseres Kunstgesprächs mit den Worten: nun Freund! was macht die Kunst? Ich sah auf Dein [Stafſelei-] Bild und verstummte; denn ich ward gerührt durch Kunstschönheiten, die ich selber zu erreichen wünschte — Wehmuth ergriff mich, ich fühlte in ganzer Fülle meine Nichtigkeit. Du aber kamst mir tröstend mit Bescheidenheit entgegen; dieß machte mir wieder Muth. Ich suchte nun durch Worte meinem Herzen Luft zu machen und goß in Strömen meine Gefühle über Kunst vor Deinen höheren Ge-

¹ Geboren 28. November 1781 in Linz, gestorben 12. Mai 1866 in Linz.

fühlen aus, die stets in Einklang mit den meinigen uns vereint in die höheren Regionen unserer Kunst versetzten.“¹ Auch in der Folgezeit, durch das ganze Leben fort, erhielt sich dieses Verhältniß: Overbeck blieb für Sutter der „Schutzgeist“, der ihm „den bessern Weg zur wahren Kunst gezeigt“.

Bald nach diesem Besuche lud ihn Overbeck auf den 10. Juli (1808) zu einer abendlichen Zusammenkunft in seinem Zimmer ein, wo er ihn mit Psorr, Wintergerst und Vogel, dessen Geburtstag war, bekannt machte; ebenso mit seinem Hausgenossen Egger. Die Unterhaltung der jungen Akademiker drehte sich natürlich um die Kunst, und es wurde ausgemacht, daß sie allwöchentlich einen Abend sich versammeln wollten, um ihre Arbeiten gegenseitig zu besprechen und freundschaftlich zu kritisieren, sowie sich der Reihe nach Compositionen aufzugeben. Am 10. Juli des folgenden Jahres feierten dann, wie uns Psorr erzählt, die Freunde den ersten Jahrestag ihrer Vereinigung. Die Zusammenkunft fand in Eggers Zimmer statt, der übrigens trotz der engen Beziehungen zu den Kunstbrüdern niemals ein eigentliches Mitglied der Genossenschaft geworden, welche an jenem denkwürdigen Abend gegründet wurde. Sie überließen sich ganz der Freude über ihre Einnüthigkeit, über die Fortschritte und Grundsätze, die sie ihrer Vereinigung zu danken hatten, und gaben sich das Versprechen, diesen Grundsätzen, auch wenn sie einmal getrennt würden, getreu zu bleiben, „um vielleicht so nach und nach die Kunst wieder von der jetzigen Ausartung auf den Weg der Wahrheit zurückführen zu können“². Der Wein löste die Herzen und voll Enthusiasmus tranken sie zuletzt Bruderschaft und blieben bis zum Morgen beisammen. Der Ordensbund war geschlossen. Ihr Motto sollte die „Wahrheit“ sein, ihre Devise ein emblematisches Bild des hl. Lukas, des Schutzpatrons der Kunst.

¹ Sutter an Overbeck, Wien 7. September 1810.

² Das Leben L. Vogels I. c. S. 19.

Die St. Lukas-Bruderschaft constituirte sich somit aus sechs jungen Männern: Pforr, Vogel und Hottinger zählten 21 Jahre, Wintergerst 26, Sutter 28, während Overbeck, der unter ihnen der berühmteste werden sollte, sieben Tage zuvor erst das zwanzigste Jahr vollendet hatte. Es sei gestattet, an dieser Stelle auf das bemerkenswerthe Factum einer ähnlichen Verbrüderung hinzuweisen, welche in England im Frühjahr 1848 von dem begabten jungen Maler und Dichter Dante Rossetti, dem Pforr der dortigen Bewegung, seinem Bruder William, vier anderen Malern und einem Bildhauer, unter dem Namen der Prä-Rafaeliten gegründet worden ist. Diese beiden Verbrüderungen, welche mit dem gleichen Zwecke — Befreiung der Kunst von den Fesseln des akademischen Manierismus — gebildet wurden, haben jede in ihrer Art Epoche gemacht in der Kunstgeschichte ihres Heimathlandes, indem sie eine Umwälzung in der nationalen Kunst hervorriefen und wesentliche Verbesserungen in der Methode künstlerischer Ausbildung herbeiführten.

Ein reges Leben erwachte unter den Lukas-Brüdern. Es wurde munter componirt. Es wurden aber auch Aufsätze über Gegenstände und Aufgaben der Kunst geschrieben. In einem derselben handelt Pforr über die Frage: „ob der Künstler seine Empfindung durch die Vernunft [d. i. die Erkenntniß] befestigen soll.“ Sie wird affirmativ beantwortet. Er glaubt dabei sagen zu dürfen, daß die Vorsehung die Mitglieder der Bruderschaft mit allen für künstlerische Phantasie und Empfindung erforderlichen Eigenschaften begabt habe. Nichtsdestoweniger macht ihm dieser warme Enthusiasmus für alles was schön und edel ist bange für die Brüder und für sich selbst. Er fürchtet, daß der Wandel der Jahre und nähere Berührung mit der Welt diese reinen Eigenschaften abstumpfen und ertöden könnte. Die Kunst der Zeit sank, weil des Künstlers Vernunft seine Empfindung nicht sicherte; das gehe aus einer Betrachtung der Geschichte hervor. Damit also die Brüder die übernommene

Mission einer Läuterung und Erhebung der Kunst mit Erfolg zu Ende führen können, erscheint es ihm dringend geboten, daß jeder darauf achte, „die Empfindung durch Nachdenken und nähere Erkenntniß ihrer selbst zu befestigen“; Grundsatz, nicht Gefühl müsse oberste Norm sein.

Betrachtungen solcher Art mochten nicht überflüssig sein für ihn und seine Genossen, denn sie waren alle höchst erregbare Jünglinge, und standen mehr oder weniger unter dem Einfluß der gährenden Zeit, in der sie ausgewachsen. Unter dem Druck der politischen Verhältnisse vollzog sich still aber unaufhaltsam eine Wandlung der Geister.

Die Gegenwart war düster genug. Handel und Gewerbe lagen wie erstorben darnieder; an den Hafenplätzen faulten die Schiffe unter Embargo. Bankerotte nahmen überhand. Drückende Steuern wuchsen riesenhaft in die Höhe, und Gott allein wußte, wo das Ende sein würde. Jedermann zog sich, mit Senator Overbeck zu reden, wie in's Schneckenhaus zurück. „Wem zu Hause noch wohl ist, der preise Gott! Patriotismus, Kosmopolitismus und wie das heißen mag, ist Alles nichts mehr. Weib, Kinder und Freunde, das ist die Welt; und das Uebrige Wirrwarr, Räthsel, Finsterniß. Die Natur, sie freilich ausgenommen; sie immer dieselbe, immer tröstlich und herrlich und erquickend.“¹ Es war ein Trost, aus der traurigen Gegenwart sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen, in Zeiten, wo Friede und Freiheit im Lande geherrscht.

Patriotisch gesinnte Gemüther flüchteten sich in das reichbewegte Geistes- und Glaubensleben einer schöneren Vorzeit; die Größe und Herrlichkeit des Mittelalters stieg aus der Nacht langer Vergessenheit in neuem Glanze empor. Man vertiefte sich in das Wesen eines ungebrochenen kernhaften Volksthum's in Geschichte, Lied und Sage. Die Schätze altdeutscher Poesie wurden aus dem Schutte der Jahrhunderte an das Tageslicht

¹ Senator Overbeck an seinen Sohn, Lübeck 29. Juli 1809.

gezogen. Damit wuchs das Verlangen und die Entschlossenheit, das dem Volke gewaltsam auferlegte Joch einmal abzuschütteln. Eine literarische und politische Reaktion bereitete sich gleichzeitig vor. In den schönen Künsten ebenso wie in den Zweigen der Verwaltung sollte die Nachahmung des Ausländischen nicht länger Stand halten; der deutschen Eigenart sollte ihr ungekränktes Recht werden. Die Seher und Denker wiesen auf eine bessere Zukunft.

Mit glänzendem Geiste traten die Herolde der neuen Schule, die man die romantische genannt, für die christlich-nationalen Ideen ein, und Friedrich Schlegel, ihr Chorführer auf dem Felde der Kritik, wurde ihr Verfechter auch für die bildende Kunst. Von F. Schlegel ermutigt trugen die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée im Verein mit ihrem kenntnißreichen Freunde Bertram jene berühmte Sammlung altdeutscher Bilder zusammen, welche die Ehrenrettung und das Verständniß der lang verkannten alten Kunst anbahnen half. Noch unmittelbarer wirkte hier Ludwig Tieck im Bunde mit seinem sinnigen Jugend- und Herzensfreund W. Waackner. „Franz Sternbalds Wanderungen“ und die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ haben durch die begeisterte Huldigung, welche sie dem Geist des christlich-deutschen Mittelalters entgegenbrachten, durch die glühenden Ergüsse über Malerei und Musik, durch die liebevoll schwärmerischen Schilderungen und Berichte von den großen Malern jener Blüthezeit, vom lieben Meister Albrecht Dürer, vom göttlichen Rafael, von Lionardo, Michel Angelo, Francesco Francia, eine wunderbare Wirkung auf Herz und Phantasie der Zeitgenossen ausgeübt und den Sinn für alte Kunst und Kirchenmalerei in weiten Kreisen angeregt. Auch der junge Lübecker Maler hat, wie er nachmals äußerte, von diesen Künstlerromanen mächtige Eindrücke empfangen.

Overbeck und Pfors verfolgten mit jugendlichem Eifer ihr Ziel, in das eigentliche Wesen der Kunst einzudringen, und fuhren fort mit Feder und Pinsel ihre Meinung sich zurechtzu-

legen. Selbst die Poesie wird zu Hülfe gerufen. Fritz sandte seinem Vater, zu dessen Geburtstag im Sommer 1809, einige seiner poetischen Versuche zu. Da finden wir einen Dialog zwischen zwei Malern: ein Gedicht, in welchem ein „mit Himmelsahnung erfüllter“ Künstler eine Unterredung hält erst mit einer schönen weiblichen „Erscheinung“, dem Ideal, dann mit einem prosaischen Künstler der alten Schule, der sich in gemüthlichem Wiener-Deutsch einführt. Das Ideal, so heißt es darin, ist „kein Bild vom Traume geboren“, es ist „ein Ausfluß vom Geiste des Herrn“, dem Menschenkind zum Troste erkoren, ein Führer und Leiter in's schönere Land.

„Die Blüthe des Glaubens, hier unten gepflegt,
Dort oben dir Früchte der Seligkeit trägt.“

Auf die Frage, welchen Meister man sich wählen solle, Rafael oder Michel Angelo, Rubens oder Albrecht Dürer, lautet die Antwort: es sei schwierig zu entscheiden, wem der erste Rang gebührt; sie „sitzen alle auf Einem Throne Hand in Hand“ und regieren in brüderlicher Gemeinschaft „das Land der Fantasie, nach dem Gesetz, das die Empfindung selber gab“. Aber freilich ein gutgemaltes Haargeflechte, „weil Rafael auch mit Gefühl die Haare legte, das macht den Rafael fürwahr nicht aus“. — Ein anderes Zwiegespräch findet zwischen einem Maler und einem Mädchen statt. Es beginnt mit der Beschreibung eines Spaziergangs, den der Künstler am frühen Morgen einsam, „die Bibel unter dem Arme“, den Bergen zu unternimmt. Nachdem er sich an der Schönheit des Morgens erquickt, setzt er sich nieder und liest in dem „heiligen Orakel“ die acht Seligkeiten, die hier in Vers und Reim gebracht sind. Währenddem kommt ein junges Mädchen dahergegangen, das gar unbefangen aussieht, „wie ein Engel sanft und rein“. Sie grüßt den Fremden mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christus! Der Künstler antwortet schnell aufspringend: „Ja wohl in Ewigkeit gelobt sei der!“ Er knüpft nun ein religiöses

Gespräch mit ihr an und findet, daß sie ein liebes unschuldvolles Kind sei. Er betet mit ihr, dann gibt er ihr einen Kuß. Das setzt sie in Bestürzung und schamerfüllt spricht sie: „Ach Gott, was hab ich jetzt gemacht! Die Mutter hat mir's oft gesagt, mit Männern nicht zu viel gewagt!“ Der Künstler aber beruhigt sie, indem er versichert, daß „man nicht jezo beten und gleich darauf nach Sinnlichkeit verlangen“ könne. Von seinen Reden gerührt, erwidert sie: wenn man ihm so zuhöre, so gebe es nichts Schöneres auf Erden, „man könnte eine Heilige werden!“ Das sei sie schon durch ihre Herzensreinheit, versetzt er ihr. Darauf mahnt er sie, ihrem Geschäfte nachzugehen, und wenn sie am nächsten Morgen wiederkomme, werde sie ihn auf derselben Stelle wieder treffen. Es wird ihr schwer, sich von dem Orte zu trennen; er aber scheidet mit den Worten: „Leb wohl du liebes Kind für heute, des Tages Arbeit ruft uns beyde.“

Diese jugendlichen Schwärmereien auf dem Flügelpferd fanden bei dem Vater Overbeck nur mäßigen Beifall. Frikens dichterische Versuche waren nicht nur mangelhaft im Bau, sie verriethen auch eine Geistesrichtung, die der Freund und Gesinnungsgenosse der Voß und Gleim nur mit Vorbehalt gutheißen mochte. In diesem Sinne erwiderte er (29. Juli 1809) auf die Sendung des Sohnes:

„Daß Du bei der Poesie nachbarlich einsprechen würdest, war zu erwarten; dient auch trefflich zur Befruchtung der Phantasie, zur Läuterung des Geschmacks, zu mancherlei Gutem und Schönem. Nur Alles duce et auspice Teucro! will sagen: der vollkommensten Muster, insonderheit des klassischen Alterthums; damit auch hier schöne Form sich zu gebiegenem Inhalt geselle. Vor der neuesten Schule unserer Romantiker und Sonnettenklinger¹ ein Kreuz gemacht! — Ein Buch zur

¹ Erst das Jahr zuvor hatten Voß und sein Anhang im Stuttgarter „Morgenblatt“ den Kampf gegen die von Arnim herausgegebene Sowitt, J. Fr. Overbecks Leben. I.

Geistesnahrung, was ich Dir empfehlen möchte, wenn Du es austreiben kannst, ist: Briefwechsel zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johannes Müller, 2 Theile. Darin wäre insonderheit der Feuergenius Heinse für Dich, den Maler. Du würdest erstaunen über diesen Großmächtigen, den Verfasser des *Urdinghello* u. Ich glaube, etwas Kraftspeise ist dann und wann Dir gut, um nicht ganz Dich den elegischen Gefühlen zu ergeben. So auch fleißige Blicke mitunter auf Rubens' Sacht- und Kraft- und Flammen-Compositionen, um den Puls zu heben, um mit Feuer die Adern zu durchströmen. Und dann wieder bei Raphael und seines Gleichen zurück zum himmlischen Ideal!

„Zur Erwidderung für Dein freundliches Blümchen aus dem Musengarten sende ich Dir Einliegendes, da doch wohl schwerlich der Heidelberger Almanach Dir zu Gesicht kommen wird.“¹

In einer Illustration, welche Fritz zu seinem lehterwähnten Gedicht mit Wasserfarben machte, stellte er den Maler im Gewand eines Eremiten dar, während das Mädchen eine Art Mignon ist. In einem andern Aquarell erscheint derselbe einsiedlerische Künstler im Gespräch mit einer Gestalt, welche wie ein Cardinal aussieht, in Wahrheit aber St. Lukas vorstellen soll; denn es ist eine ideale Conversation zwischen dem Maler und dem Schutzpatron der Kunst². — Diese beiden Bildchen kamen in den Besitz eines seiner Bekannten, der sie dem Kunst-

„Zeitung für Einsiedler“ und gegen die „Klingklanggedichte“ eröffnet; Angriffe, die von Arnim und Görres mit überlegenem Geist und heiterer Ironie zurückgewiesen wurden. Vgl. den Neudruck von „Arnims Tröst-Einsamkeit“, herausg. von Dr. Fr. Pfaff. Freiburg und Tübingen 1884. Einleitung.

¹ Das Einliegende bestand in zwei kleinen Gedichten: „An den vatikanischen Apoll“, in antikem Versmaß (alcäische Strophe), und „Heidekräutchen“, in Reimen.

² Von dem erläuternden Text zu diesem zweiten Bildchen ist noch ein fragmentarischer Entwurf vorhanden: „Gespräche. Lucas — Johannes.“

freundlichen Dr. Ringseis in München verehrte. Als Overbeck mehr als vierzig Jahre später nach München und hier auch in das Haus dieses berühmten Arztes kam, legte ihm die Familie voll Freude die Bildchen vor, die sie hoch in Ehren hielt, er aber ganz vergessen hatte. Zu ihrer Ueberraschung zeigte sich Overbeck ganz unglücklich bei dem Anblick dieser harmlosen Jugendarbeiten, die allerdings eine süßlich romantische Vorstellung von katholischen Dingen verriethen. Er bat so dringend, ihm die Blätter zur Vertilgung zu geben, daß Ringseis nicht umhin konnte, ihm, wenn auch mit Widerstreben, zu willfahren. Er versprach wohl Ersatz und sandte ein Porträt von Ringseis (Kopfbild), welches er im Jahre 1818 zu Rom gezeichnet hatte, als Ringseis mit dem Kronprinzen Ludwig von Bayern in der ewigen Stadt verweilte. Aber dieser Ersatz konnte Ringseis und die Seinigen nicht völlig über den Verlust jener Blätter trösten, welche für Overbecks Entwicklungsgang so eigenthümlich kennzeichnend gewesen.

Overbecks Verurtheilung dieser jugendlichen Arbeiten mochte seinen Grund in dem Mißbehagen haben, das er in reiferen Jahren empfand, wenn man ihn als einen Vertreter der Romantik bezeichnete. Mit der Empfänglichkeit der Jugend hatte sein poetisches Gemüth die Fülle neuer Ideen ergriffen, die ihm aus den Schriften jener sprühenden Geister entgegenwehten, die seine Phantasie mit bezaubernden Bildern, seine Seele mit sehnsuchtsvollen Ahnungen erfüllten. Aber das Unklare und Schillernde in den Bestrebungen mancher Romantiker, welche im Christenthum lediglich eine ästhetische Befriedigung suchten, in den Schönheiten und Schöpfungen der Kirche nur eine poetische Symbolik sahen, widerstrebten seinem ehrlich frommen Wesen, wie die Extravaganzen einer ungezügelter Phantasie und laxen Moral seinem sittlichen Ernst und Geradsinn. Das Ziel seines künstlerischen Strebens war, eine klare, bestimmte Anschauung des Schönen und Wahren in der durch die Sonne eines lebendigen Christenthums durchleuchteten Welt zu erlangen

und festzuhalten. Ihm war die Kunst „Sache des Herzens im innigsten Zusammenhang mit der Religion.“

Obgleich seine poetischen Versuche auf künstlerischen Werth keinen Anspruch machen, so konnte er es doch nicht lassen, zur Erläuterung seiner Werke kleine Hymnen niederzuschreiben; eine Uebung, worin ihn J. D. Passavant noch im Jahre 1813 durch Rath und Beispiel bestärkte. Passavant meinte, da ein jedes Gemälde eigentlich ein Gedicht sein sollte, so sollte der Künstler den poetischen Gehalt seines Werkes nach seiner Art schriftlich festhalten, sei es daß er darüber ein Buch führe oder die Beschreibung auf den Rücken des Gemäldes befestige; durch die Unterlassung solchen Gebrauchs seien sehr viele schöne Gedanken verloren gegangen. Dementsprechend war auch Overbeck darauf bedacht, den Besitzern seiner Compositionen einen Einblick in die Intentionen zu bieten, welche ihn bei der Arbeit beseelten. Einige seiner Commentare in Prosa sind besonders schätzbar wegen ihrer ungekünstelten Frömmigkeit und der treffenden Erklärung katholischer Lehre.

Kommen wir wieder auf die Stiftung der Lukas-Bruderschaft zurück. Overbeck fertigte die Radirung des St. Lukas-Bildes, des Bundesymbols, welches für bedeutende Leistungen der einzelnen Mitglieder, wenn sie einstimmigen Beifall fanden, als Ehrenzeichen zuerkannt und auf der Rückseite der Composition aufgeklebt wurde. St. Lukas, in der Gestalt Dante ähnlich, sitzt in einer Zelle, sein Evangelium schreibend. Das typische Kind kauert neben dem Schreibpult, zur Linken des Heiligen aber deutet ein an die Seitenwand gelehntes Madonnenbild nebst Pinseln und Palette auf die Malerkunst. Eine kleine, am Fuß hoher Berge gelagerte Seestadt ist in der Ferne durch das Fenster sichtbar. Die Vignette ist von einem anmuthigen Rundbogen umrahmt, in welchem die Buchstaben H. W. P. — W. V. S. in altdeutschem Charakter, je drei zusammen, stehen; sie bedeuten: Hottinger, Wintergerst, Psorr — Overbeck, Vogel, Sutter. Als siebenter Buchstaben, aber auf-

und feilschten. Ihm war die Kunst „Sache des Herzens und innigen Zusammenhang mit der Religion.“

Obgleich seine poetischen Vorlesungen auf künstlerischen Werken keinen Anspruch machen, so konnte er es doch nicht lassen, die Kritik seiner Kunst seiner Hymnen niederzuschreiben; die Uebersetzung dieser Kunst. H. H. Passavant noch im Jahre 1818 durch Rath und Wissen besorgte. Passavant meinte, da es eine Ehre sei, wenn er die Gedicht sein sollte, so sollte er doch auch die Uebersetzung seines Werkes nach seiner Uebersetzung schreiben. In es daß er darüber ein Buch führe oder ein Heftchen, das den Rücken des Gemäldes befestige; durch die Benutzung dieser Gebrauchts seien sehr viele schöne Gemäldes erhalten geblieben. Dementprechend war auch das, was er mit seinen Kunstwerken seiner Compositionen einen Anhang zu den Gemälden zu bieten, welche ihn bei der Arbeit befielen. Einige seiner Gemäldes in Prosa sind besonders schön, wegen ihrer sehr feinen Frömmigkeit und der trefflichen Ausführung. In der That.

Im Jahre 1818 wurde auf die Stiftung der Lukas-Bruderschaft geachtet. Dasselbe fungirte die Radirung des St. Lukas, eines der Gemäldes, welches für bedeutende Leistungen der einzelnen Mitglieder, wenn sie einstimmigen Beifall fanden, als Belohnung erhalten wurde. Das Bild, in der Gestalt eines Mannes, der in einer Art von Evangelium schreibend. Das Bild ist in der Mitte des Schreibpults, zur Linken des Bildes, auf der Seitenwand gelehntes Madonnenbild und rechts auf die Malerkunst. Eine kleine, an der Höhe der Berge gelagerte Seestadt ist in der Ferne durch das Fenster sichtbar. Die Vignette ist von einem antiken Rundbogen umrahmt, in welchem die Buchstaben L. M. P. — W. D. S. in altdeutschem Charakter, je drei zusammengelesen; sie bedeuten: Hottinger, Wintergerst, Pfister — Engel, Sutter. Als siebenter Buchstaben, aber auf-



Bundesymbol der St. Lukas-Bruderschaft.

Vignette zum Diplom dieser Verbrüderung
(Radirung).



fällig größer, präsentirt sich oben am Schlußstein des Bogens ein W: der Anfangsbuchstabe von „Wahrheit“, dem obersten Princip, welches die Bruderschaft zusammenzuhalten hatte. In den Bogenzwickeln sieht man rechts ein Schwert und links eine Fackel; im untern Rande endlich das Datum: „10. Hermond 1809.“

Im Herbst desselben Jahres sah sich Wintergerst, der sein Auskommen in Wien kümmerlich mit Unterrichtsgeben sich schaffen mußte, genöthigt, die Kaiserstadt zu verlassen, um sein Glück in München zu versuchen. Sein Abschied wurde in brüderlicher Vereinigung gefeiert. Es war unter den Brüdern gelobt und ausgemacht, daß, im Fall sie zerstreut würden, jeder nach Kräften bestrebt sein wolle, für die Durchführung ihrer künstlerischen Grundsätze treu und gewissenhaft zu wirken und neue Arbeiter für die gute Sache der Kunst zu werben. So kam man nun vor Wintergerst's Abreise — ihres „ersten Apostels, der ausgesandt“ — überein, ein Diplom des Ordens aufzusetzen, in welchem die Namen der Mitglieder des Vereins in aller Form eingetragen wurden. Das so ausgestellte und am Vorabend von Wintergerst's Abreise datirte Diplom besteht in der Radirung des vorhin beschriebenen St. Lukas-Bildes auf einem breiten Blatt von grauem Papier. Zu beiden Seiten der Vignette sind (rechts) Name und Geburtsort des Besitzers des Documents und (links) das Datum: Wien, den 25. Herbstmond (Sept.) 1809, eingetragen. Darunter in prägnanten Worten Zweck und Aufgabe des Ordens. Dann folgen die Unterschriften der Brüder mit Künstlerzeichen und Denkspruch, welche jeder nach seiner eigenthümlichen Sinnesart sich auswählt.

Die symbolischen Künstlerzeichen wurden in der ersten Zeit ebensowohl auf ihren Compositionen wie in ihren gegenseitigen Briefen regelmäßig angebracht. Wiewohl sie später als nicht wesentlich verschwanden, sind sie doch zu bezeichnend, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Vogel hatte sich die

heimathliche Gemse erwählt; Wintergerst die Gule; Hottinger einen Kelch; Sutter (der im Alter erblindete) ein Auge; Psorr, gleichsam in Vorahnung des frühen, mit christlichem Sieg gekrönten Todes, einen Todtenschädel, auf dem ein Kreuz steht; Overbeck endlich, der als Christ und Künstler die Palme davontragen sollte, einen Palmzweig: ein Baum, der aus der Mitte heraus sich entfaltet, war überdieß ein passendes Emblem für einen, dessen Werke aus Gebet und innerer Heiligung erwachsen. Sein Motto stimmte zu dem Künstlerzeichen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“¹

Das Diplom der St. Lukas-Bruderschaft für Overbeck, von Vogels Hand geschrieben, ist noch vorhanden.

Diplom der St. Lucas-Bruderschaft für Friedrich Overbeck.

Fritz Overbeck

Wien, d. 25. Herbstmonat 1809.

(Bignette.)

aus Lübeck gebürtig. —

Rom, d. 10. July 1810².

Zur beständigen Erinnerung an den Hauptgrundsatz unseres Ordens, die Wahrheit, und an das geleistete Versprechen, diesem Grundsatz lebenslang treu zu bleiben, für sie zu arbeiten mit allen Kräften, und hingegen eifrig jeder akademischen Manier entgegen zu wirken, und zugleich als ein Zeichen unserer sämmtlichen Liebe und Hochachtung, mit der wir Ihn jedem neuen Mitgliede des Ordens für immer zur freundlichen und brüderlichen Aufnahme empfehlen, schriebens unserem Freunde und Bruder F. Overbeck, die sämmtlichen Mitglieder des Ordens:

(Gule.) Joseph Wintergerst.

Moralisch auf die Menschen zu wirken,
Liebe zu strenger Wahrheit und seinen Freunden
sollen die Gesetze des Künstlers sein.

¹ Als Cornelius in Rom (1811) dem Bunde beitrug, wählte er den zur Sonne aufsteigenden Adler: sursum corda.

² Dieses Datum ist von Overbecks Hand nachgetragen.

(Auge.) Joseph Sutter.

Wer stets in der Seele Tiefe forschet,
 Was die Menschen rührt, moralisch gut zu handeln;
 Der nur wird als Künstler über Vorurtheile frey,
 Auf dem Rosenpfad der ewigen Wahrheit wandlen.

(Tobtenschädel mit Kreuz.) Franz Psorr.

Herrscht über alles die Liebe zu der wahrhaftigen Schönheit, so ist
 das Gefühl eine Blüte, deren Frucht im Paradies Garten steht.

(Kelch.) Johann Conrad Hottinger.

Ermahnet euch unter einander und erbauet einer den andern,
 Vermahnet die Ungezogenen, tröstet die Kleinmüthigen, ertraget
 die Schwachen.

(Gemse auf drei Felssteinen.) Ludwig Vogel.

Du schöne Natur bist nicht einerley
 Und bist doch immer die Gleiche,
 Und alles ist alt, und alles neu
 In deinem blühenden Reiche.
 Strebt weiter und weiter, doch haltet nur
 An der ewig wahren, der alten Natur.

Getreulich und offen, wie immer, berichtete Fritz seinem Vater im Januar 1810 von der Gründung der Maler-Brüderschaft und setzte ihm Plan und Zweck derselben auseinander; dabei legte er ihm seinen und der Brüder Wunsch vor, der Vater möchte der Kanzler ihres neuen Ordens werden. Senator Overbeck, der gutherzige Mann aber umsichtige Welt- und Menschenkenner, lobte zwar den reinen Eifer für die Sache der Kunst, aus dem diese Verbindung erwachsen, „ad exemplum der berühmten Brüderschaft von 1530 zu Florenz“; aber er hielt es für seine Pflicht, den unerfahrenen Jünglingen auseinanderzusetzen, was eine Ordensverbindung nach seiner Ansicht Bedenkliches habe. Zunächst scheine ihm eine solche Verbindung heutzutage eine ziemlich überflüssige Sache. Mit den Werken der großen Meister und der Natur vor ihren Augen sei ihnen das Wichtigste gegeben, was durch einen Bund nicht kräftiger

gemacht werden könne. Was an freundlicher Aufmunterung, an brüderlichem Zuruf zu leisten sei, das leiste der tägliche Umgang oder Correspondenz genau ebenso, und vielleicht besser, als eine verbriefte Zunft. Wollen sie einen Gegensatz bilden gegen die Männer der alten Schule, die Manieristen, die Antiquisten, die Theater-Brunkhelden — nun, so mögen sie es durch ihre Bilder thun und es dem stillen Gang der Wahrheit überlassen, den Obstieg zu gewinnen. Ordensverbindungen nähren den Parteigeist, verführen zum Stolz gegen die Draußenstehenden („nos poma natamus“), provociren so leicht Feindschaft, Neid, Kabale, und können sie mit der Zeit in weltliche Verwicklungen bringen, wozu der Künstler keine Zeit habe. Solches glaubt er als gereifter Mann den warmblütigen Jünglingen zur Warnung sagen zu müssen, als kurzen Text zu eines Jeden weiterer Ausführung. Wollten sie aber trotz alledem die Bundeskette geschlossen wissen und einen Kanzler haben an ihm, nun, so sei das Geschäft, was sie ihm zugebacht haben, keineswegs mühselig: „und in Gottes Namen mögt Ihr mich damit investiren; und es lebe der heilige Lukas! Wandelt aber vorsichtig und in der Liebe! und ohne Dünkel, daß nicht der Geist der Wahrheit betrübt werde durch Euch, die Ihr seine treuen Diener sein sollt.“¹

Wir wissen, daß die Sache bereits in's Leben getreten war. Vater Overbeck fand sich also mit gutmüthigem Humor in die ihm zugebachte Rolle des „Cancellars“, auf die er auch noch, als die Jünglinge nach Rom gezogen waren, mit freundlichen Mahnungen anspielte². — Fritz hatte jetzt die Empfindung, daß seine Lage eine beneidenswerth glückliche sei. Er lebte ganz in seinen Lieblingsstudien, welche auf eine ehrenvolle Bahn

¹ Brief aus Paris, 10. April 1810.

² Aber weder er noch die jungen Lukasbrüder konnten ahnen, daß sein einziges wirkliches Geschäft darin bestand, den letzten Willen Pforrs bei den Genossen zu vollziehen.

hinführten. Er war umgeben von einer kleinen Schaar sympathischer, gleichgestimmter Genossen, mit denen er frei und offen seine Gedanken austauschen konnte. Die feurigen jungen Reformer, mit der Seele voll Sehnsucht nach ihrem Ideal einer herzerhebenden und erweiternden Kunst, besuchten noch die Akademie; sie wollten einen offenen Bruch mit den Professoren vermeiden. Es wäre indeß ungerecht gegen die letzteren, wollten wir nicht beifügen, daß sie große Langmuth übten gegenüber einer Gruppe von Zöglingen, welche ein System gelinder Insubordination betrieben. Selbst der rücksichtsvolle und gewissenhafte Overbeck muß ihre Geduld auf die Probe gestellt haben; denn wenn die Professoren in den Klassenzimmern die Runde machten, schlich er öfters hinweg, um einer Kritik seiner Zeichnungen auszuweichen, da er aus Erfahrung wußte, daß im Fall der Anwesenheit seine feinen, sauber ausgeführten Umrisse mit großen Kohlenstrichen überwischt und verdorben werden würden. Die Professoren richteten ihr Absehen einzig darauf, nach hergebrachter Norm flotte schnelle Zeichner und Maler zu bilden, zufrieden damit, wenn sie die Oberfläche der Kunst bestreiften; freie Entwicklung und Bewegung war dem Zögling verpönt. Overbeck und Pforr in ihrem Drang nach Wahrheit und Bestimmtheit der Form liebten es, mit scharfen, fein gespißten Stiften und Kreiden zu zeichnen und, den Lehrern zum Trotz, ihre Conturen ebenso scharf zu ziehen, wie sie es mit ihren gegen den leeren Formalismus gerichteten Grundsätzen zu thun gesonnen waren.

Overbeck machte im Geheimen eine Carikatur von einem alten philisterhaften Professor, der, von Selbstbewußtsein aufgeblasen, ihm und Pforr die Nothwendigkeit des Lernens gepredigt hatte, mit dem Beifügen, daß ja auch er die Schule habe durchmachen müssen und nicht als Meister vom Himmel gefallen sei. Friß stellte ihn jedoch aus den Lüften herabkommend dar; sein Kopf berührt noch die Wolken, während er in seinem gemüthlichen Dialekt die Worte wiederholt: „Lernen

müßt's, lernen ihr junge Herrn, i bin ah nit vom Himm'l gfañn!"

Ein anderer Professor bemerkte, als er Overbeck aus dem Aktsaal sich entfernen sah: „Wir verstehen den jungen Herrn schon. Er wünscht vollkommen unabhängig zu sein und wir willfahren ihm, indem wir ihn sich selber überlassen.“

Nichtsdestoweniger kam es bei seinem stets respektvollen Benehmen zu keinem eigentlichen Zerwürfniß. Als daher beim Ausbruch des Krieges von 1809 Overbeck sich zur Abreise von Wien rüstete, erhielt er von dem Director F. v. Zauner¹ und den Professoren der Malerei Lampi und Caucig² unter dem 1. Mai 1809 ein akademisches Zeugniß ausgestellt, in welchem sein Betragen wie sein Fleiß tadellose Anerkennung finden. Das mit dem Siegel der k. k. akademischen Maler- und Bildhauerschule versehene Zeugniß lautet:

Ex Offiö.

Endesgefertigte bezeugen, daß Friederich Overbeck [sic] von Lübeck gebürtig, die kaiserl. königl. Akademie der bildenden Künste seit drey Jahren — mit wohlgesittetem Betragen ordentlich frequentire, und vermög seiner Fähigkeit, auch seiner fleißigen Verwendung, Fortschritte in der Malherey zu machen verspreche.

Wien, den 1. Mai 1809.

Franz von Zauner,

Director. (L. S.)

Edler von Lampi,

k. k. Rath und profor der Malherey.

Franz Caucig k. k. Rath

und Professor der Malherey.

¹ Franz v. Zauner, geb. zu Rauns im Oberinntal 1746, Bildhauer, der Schöpfer der kolossalen Reiterstatue Josephs II. in Wien, war Jügers Nachfolger, der die Directorstelle an der Akademie mit jener an der Gemälbegallerie im Belvedere vertauschte, übrigens mit der Akademie in enger Verbindung blieb. Zauner starb 1822.

² Joh. Bapt. von Lampi, geb. zu Romeno in Tirol 1751, gest. 1830, war namentlich als Porträtmaler gesucht und in Hoffreisen beliebt. — Franz Caucig, Historienmaler, geb. zu Gbrz 3. December 1762, gest. zu Wien 18. November 1828, behandelte biblische und classische Gegenstände.

Die Anzeichen, daß ein neuer Krieg sich vorbereite und das österreichische Volk nur auf den rechten Moment warte, um sich wieder gegen Napoleon zu erheben, waren schon lange und immer deutlicher erkennbar. Die Armee war auf den Kriegsfuß gesetzt, die Landwehr organisiert worden, um gegen den Tyrannen Europas in's Feld zu rücken. Alle patriotischen Herzen schlugen höher, als Kaiser Franz im Frühling 1809 einen Aufruf an seine Völker erließ, in welchem er den Krieg als einen Akt der Selbsterhaltung bezeichnete, und Erzherzog Karl, der Oberfeldherr, in einer Proklamation an die deutsche Nation erklärte, die Freiheit Europas habe sich unter die österreichischen Fahnen geflüchtet.

Am 9. März hatte sich Fritz Overbeck von dem Geschäftsträger der Hansestadt Lübeck in Wien, Herrn Merk, einen Schutzbrief verschafft, der ihm als einem ruhigen, der Malerei beflissenen Lübecker Bürgerssohn „ungekümmerter persönliche Freiheit“ sichern und Schutz gegen Belästigung und Gewalt gewähren sollte. Es war dieß eine kluge Vorsichtsmaßregel. Denn der Plan einer Reise nach Italien hatte sich für's erste als unausführbar erwiesen, und ehe er zu einem neuen Entschlusse kam, fand er sich plötzlich in einer belagerten Stadt. Was Italien betrifft, so hatte Napoleon den Papst seiner Provinzen Urbino, Macerata und Ancona beraubt; zuletzt, am 17. Mai, nahm er ihm die ganze weltliche Herrschaft und erklärte Rom als kaiserliche freie Stadt. Inzwischen war die Kriegserklärung Oesterreichs erfolgt, und Napoleon, in Eile aus Spanien zurückgekehrt, eröffnete den blutigen Feldzug, in welchem Oesterreich, allein gelassen, noch einmal dem Feldherrngenie des gewaltigen Corsen erlag. Nach einer Reihe siegreicher Kämpfe, welche dem Donaugebiet entlang wogten, stand er am 10. Mai vor Wien. Zur Vertheidigung der Stadt waren ernste Maßnahmen getroffen worden. Die Akademie der freien Künste wurde geschlossen. An die Zöglinge erging die Aufforderung, sich mit einem Seitengewehr zu bewaffnen, in das akademische

Corps einzutreten und innerhalb der Wälle Wiens zu verbleiben.

Overbeck, Wintergerst, Vogel und Pforr, die sämmtlich keine österreichischen Unterthanen waren, kamen der Aufforderung nicht nach und blieben unangefochten. Die beiden Erstgenannten nahmen ihre Zuflucht zu den Letzteren, welche zusammen in einem Hause der Wiedenvorstadt wohnten, das, wie es scheint, dem Feuer der Kanonade weniger ausgesetzt war.

Vogel gibt in einem Briefe an seine Eltern eine Schilderung ihrer Lage während des Bombardements. Um das Haus nicht verlassen zu müssen, hatten sich die Vier mit Wein, Brod, Würsten und Erbsen versehen. Ihre Lage war trotzdem nichts weniger als gefahrlos; denn eine feindliche Batterie hatte sich ziemlich in ihrer Nähe postirt. Die Beschießung, welche mehrere Tage dauerte, verbreitete besonders in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai unheimlichen Schrecken durch zahlreiche Feuersbrünste, welche in Folge davon ausloderten¹. Vierundzwanzig Stunden später capitulirte Wien, und die Franzosen besetzten die Stadt. Napoleon nahm seine Residenz in Schönbrunn, wo ihn Overbeck und Pforr am 20. Juni auf der Parade sahen und nicht ohne Staunen betrachteten. Besonders letzterer war entzückt von dem „obgleich ganz einfachen aber doch majestätischen Benehmen und Blick“ des physisch kleinen Cäsars; er entwarf einige flüchtige Skizzen von ihm aus dem Gedächtniß, welche unter Overbecks Papieren sich befinden.

Auch während der französischen Occupation der Stadt blieb die Akademie in Wien noch längere Zeit geschlossen. Als sie endlich im Winter wieder eröffnet ward, aber wegen mancherlei

¹ Bekanntlich hat dieses Bombardement mit seinen Schrecken dem alten kränkenden Haydn, der in der Vorstadt Gumpendorf wohnte, also nicht sehr entfernt von dem Quartier der jungen Maler, den letzten Stoß versetzt. Von da an nahm seine Schwäche und Hinfälligkeit unaufhaltsam zu, und am 31. Mai 1809 beschloß der große Tonkünstler sein harmonienreiches Leben.

noch ungehobener Schwierigkeiten nur eine beschränkte Zahl Schüler aufzunehmen vermochte, da konnte es kaum überraschen, daß die Namen Overbeck, Pforr und Vogel in der Liste übergangen wurden. (Wintergerst war mittlerweile abgereist.) Vogel berichtet hierüber den Seinigen in einem Briefe vom 13. Februar 1810:

„Die Akademie ist zwar seit einiger Zeit wieder geöffnet worden, aber aus Mangel an Holz (nicht an Geld, wie ein Professor heftig bemerkte) werden nur zwei Zimmer geheizt, eins für die Maler, eins für die Bildhauer, kein Modell steht nicht. Da wurden Alle, die die Herren eines Platzes würdig fanden, besonders vorgerufen, worunter von den elendesten Schmierern waren, meiner Freunde Pforr und Overbeck Name sowie meiner wurde übergangen, und nachher gab man uns deutlich zu verstehen, daß es darum geschehe, weil wir uns nicht in ihr Manierjoch schmiegen wollten und weil wir (gottlob) Ausländer wären. Wir wollten nicht die Speichellecker machen; Sutter und Hottinger, die als alte Schüler Plätze hatten, resignirten nun auch, und es ward beschlossen, daß wir in unserm Zimmer uns wollten ein Modell halten; wir fanden bald einen ungarischen Grenadier — nur ist es fatal, daß diese Ungarn so entsetzlich träge sind und bald kommen, bald ausbleiben. Auch ist nur dreimal in der Woche Akademie, und diese Abende benutze ich dann die Bibliothek.“

Eine eigentliche Relegation der Lukas-Brüder von der Akademie hat somit niemals stattgefunden. Wohl aber war ihre Isolirung nunmehr eine vollständige geworden, und so drängten die Verhältnisse selbst dazu, das längst Geplante auszuführen. Overbeck, Pforr und Vogel faßten nun in der That den Entschluß, Wien im Frühling zu verlassen und den Weg nach dem gelobten Lande der Kunst einzuschlagen. In dem kurzen Zwischenraum der paar Monate, welche bis zu ihrer Abreise verflossen, setzten sie ihr unabhängiges Sonderleben fort, ohne bei der Mehrzahl der Professoren auf ernstlichen Widerspruch zu stoßen,

und als sie am Vorabend ihrer Abreise bei denselben ihre Abschiedsbesuche machten, schied man in friedlicher Höflichkeit auseinander. Vogel berichtet:

„Gestern (11. Mai 1810) haben wir bei Fügler, Zauner, Caucig und Fischer Abschied genommen. Fügler war in einem so rosenfarbenen Humor, daß er uns nicht nur sehr gnädig begegnete, sondern uns sogar noch in sein Atelier führte, wo mehrere fertige Bilder waren. Lampi ist zu sehr Thier, und Maurer zu pöbelhaft, als daß wir uns ihnen zum Beschluß noch einmal hätten mögen preisgeben. Die Uebrigen waren Alle äußerst höflich, d. h. Jeder nach seiner Art, doch ohne etwas von unserm Zurückziehen von der Universität zu erwähnen.“¹

Es sei gestattet, hier noch, des Zusammenhangs wegen, einen Vorgang zu erwähnen, welchen Sutter im folgenden Jahre (1811) erlebte, da derselbe den natürlichen Antagonismus, der zwischen den Professoren der Akademie und den St. Lukas-Brüdern bestand, noch anschaulicher illustriert. In der Hoffnung, die Mittel zu gewinnen, um seinen Freunden bald nach Rom folgen zu können, hatte Sutter sich um den ersten Preis beworben, welchen die Akademie für ein historisches Gemälde zu ertheilen hatte; der Gegenstand der Aufgabe war eine Medea. Vor der letzten Vollendung des Bildes zog er einige tüchtige Künstler zu Rathe, welche über Anordnung, Stil und Zeichnung seiner Medea einstimmig lobend sich aussprachen, und nur in Licht- und Schattenvertheilung Einiges zu tadeln fanden, was er nach Kräften noch verbesserte. Die Leiter der Akademie erachteten jedoch keine der eingesandten Arbeiten des ersten Preises würdig, und ertheilten nur einem ganz untergeordneten Künstler den zweiten Preis.

In bitterster Enttäuschung eilte Sutter nach der Akademie, um sein Bild sofort zurückzuverlangen. Director Zauner wollte

¹ Leben L. Vogels, I. c. S. 20. 21.

das nicht zugeben und versprach ihm, nochmals einen Rath zu versammeln, der ihn dann mündlich von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugen sollte. Dies geschah und Sutter begab sich auf erfolgte Einladung (am 2. September) in Fügers Wohnung, wo er Zauner, Caucig und Maurer versammelt fand. Er schreibt seinen jungen Freunden in Rom, daß die Herren in Fügers Atelier eine Vorbesprechung gehalten und von dort einer nach dem andern in das Gesellschaftszimmer geschlichen kamen, wo er inzwischen gewartet hatte. Füger nahm auf einem gepolsterten Sopha Platz, mit Zauner zu seiner Linken; diesem zunächst folgte Caucig, dann Maurer, und zuletzt der junge Opponent, der in dem kleinen Kreise gerade Füger gegenüber saß. Es geht nicht an, die lange Conversation der Professoren über das Preisurtheil nach Sutters erregtem Bericht hier wiederzugeben; doch muß die Gutwilligkeit, mit der sie dem Kunstjünger ihre Motive auseinanderlegten, anerkannt werden. Dieser dagegen kann in seinem Ingrimme nicht umhin, über Fügers affectirte Haltung sich auszulassen, der „wie seine Magdalena dahlehte und seinen manierirten Blick bald himmel- bald erdwärts wandte“, sowie über den Schwall der Worte und Kunstphrasen, welche aus dem Munde der Hauptpersonen in dieser feierlichen Sitzung ausströmten. Man stellte ihn darüber zur Rede, warum er den vor zwei Jahren gegebenen Rath, in den Gallerien zu copiren, nicht befolgt habe. Sutter erwiederte auf diesen Einwurf, daß in den letzten zwei Jahren (1809—11) keine öffentliche Gallerie offen gewesen sei — was Füger nicht bestreiten konnte und, um den Stoß zu pariren, auf die Privatsammlungen hinwies. Als im Verfolg der Discussion Sutter sich herausnahm, die Arbeit seines mit dem zweiten Preis belohnten Mitbewerbers kritisch zu zergliedern, „da erblaßte Füger in Zorn und Caucig murrte wie ein ergrimmtter Bär, Zauner und Maurer staunten ihn als einen Erzfeind an und bedeckten nun sein eigenes Bild mit Schmähworten“. Das brachte den jungen Mann vollends in Harnisch, so daß er jetzt seiner An-

sicht über die akademische Schulmanier unverhohlenen Ausdruck gab. Fügler lehnte sich stumm zurück, Zauner und Maurer beschuldigten Sutter der höchsten Eitelkeit. So währte die Discussion, im Wechsel beschwichtigender Neben und erhitzter Ausbrüche, ungefähr zwei Stunden. Als die Professoren sich von ihren Sitzen erhoben, wollte Sutter sich entfernen; aber sie fuhren noch eine Weile fort ihm zuzusehen, um den verirren Kunstjünger auf andere Wege zu bringen. Sonderbar kam es diesem vor, daß die drei Maler an seinem Bilde Fehler in der Behandlungsweise sehen wollten, welche ihrer eigenen anhafteten. Sie kamen dann auf Eberhard von Wächter zu sprechen und bemerkten ironisch: Wächter habe „in Wien einige Köpfe verwirrt gemacht, die nun mit Theorie alles gethan zu haben glauben“. Caucig rühmte sich, daß er mit und für Wächter sich viele Mühe gegeben habe; „allein er kann halt nichts.“¹ Da brach Sutter sein Stillschweigen und sagte, daß ihm Wächter in seiner Praktik zwar kein Muster sei, allein das Geistige seiner Conceptionen sei anerkannt vortrefflich und musterhaft. Fügler concedirte wenigstens, ja er habe „artige Ideen“; Caucig aber meinte, solche Ideen habe er und jeder andere auch. Worauf Sutter erwiederte: dieß sei vielmehr das Vorzüglichste der Kunst und eine auszeichnende seltene Naturgabe. Aber sie verstanden ihn nicht, „die akademischen Maschinen“! „Wahrscheinlich“ — fährt er fort — „sind sie von unserer Verbindung unterrichtet, doch nur falsch, und suchen uns als Gegner auf alle mögliche Weise zu stürzen, welches ihnen aber nicht gelingen soll. Caucig sagte zum Schluß, daß ihr nun abgehandeltes Kunstgespräch für mich äußerst wichtig

¹ Wächter hingegen war wenigstens nicht undankbar. Er schrieb an einen Freund am 31. Juli 1805 aus Wien: „Auch von Professor Caucig wünschte ich, daß Sie seine Compositionen sähen. Er ist gewiß ein Künstler, der hier nicht nach Verdienst geschätzt ist.“ Und er fügt hinzu, daß Caucig ihn mit aller Höflichkeit und Freundschaft empfangen habe. — A. Haack a. a. O. S. 325.

wäre und lehrreicher als wenn ich vier Jahre studirt hätte; denn solche Gelegenheiten über Kunst abzuhandeln kämen nur äußerst selten (man kann daraus schließen, was in ihren Rathsversammlungen gefaselt wird, deren sie doch im Jahr mehrere halten) . . . Ich bat sie, meine Absicht und Meinung nicht zu verkennen, dankte für die Kundgabe der ihrigen und ging davon mit kaltem Blut.“¹

Beim Empfang dieses Briefes in Rom waren die St. Lukas-Brüder auf's Aeußerste aufgebracht gegen die Professoren. Man darf jedoch diesen Ausbrüchen jugendlicher Entrüstung nicht zu viel Gewicht beilegen. Als Jahre darüber hingegangen, erkannte Overbeck in seiner gerechten und edlen Sinnesart die Fehler und Schwierigkeiten, die auf beiden Seiten gewaltet haben. Er freute sich, daß er wenigstens einige der an der Akademie gebotenen Vortheile sich zu Nutzen gemacht habe — die überraschende Sicherheit der Hand, die richtige Zeichnung, verdankte er ohne Zweifel seinen Wiener Studien —; und als dieses Kunstinstitut im Jahre 1836 ihn „durch einmüthigen Zuruf“ zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, da war es nicht unziemliche Schmeichelei, sondern aufrichtige Empfindung, wenn er an den Curator der Akademie, Fürst Metternich, schreibt:

„. . . Da ich der Wiener Academie meine erste künstlerische Bildung verdanke, und ich es nie vergessen werde, mit welcher Liberalität die reichen Schätze die sie an Vorbildern enthält, während der Jahre meines dortigen Aufenthalts, mir zugänglich gemacht worden, welche unvertilgbare Eindrücke des Schönen und Großen mein jugendliches Gemüth dort empfangen, so konnte mir nichts eine so rührende Satisfaction gewähren als von eben dieser Academie einen solchen Beweis der Anerkennung zu erhalten. — Ich war zu der Wiener Academie gleichsam in

¹ Nach Sutters Brief vom 30. August und 3. September 1811 aus Wien.

Kindes-verhältniß getreten, sie hatte an mir gleichsam Elternrechte erworben; sie hatte nach dem was sie an mir gethan, Ursache zu erwarten, daß ihre Bemühungen durch einigen Erfolg gekrönt werden, und wenn sie sich demnach in diesen Erwartungen nicht ganz getäuscht gefunden, und sie mir solches laut bezeugt, so ist dies für mich elterlicher Segen, der den Kindern Häuser baut, und dessen ich mich mit kindlicher Dankbarkeit rühme."